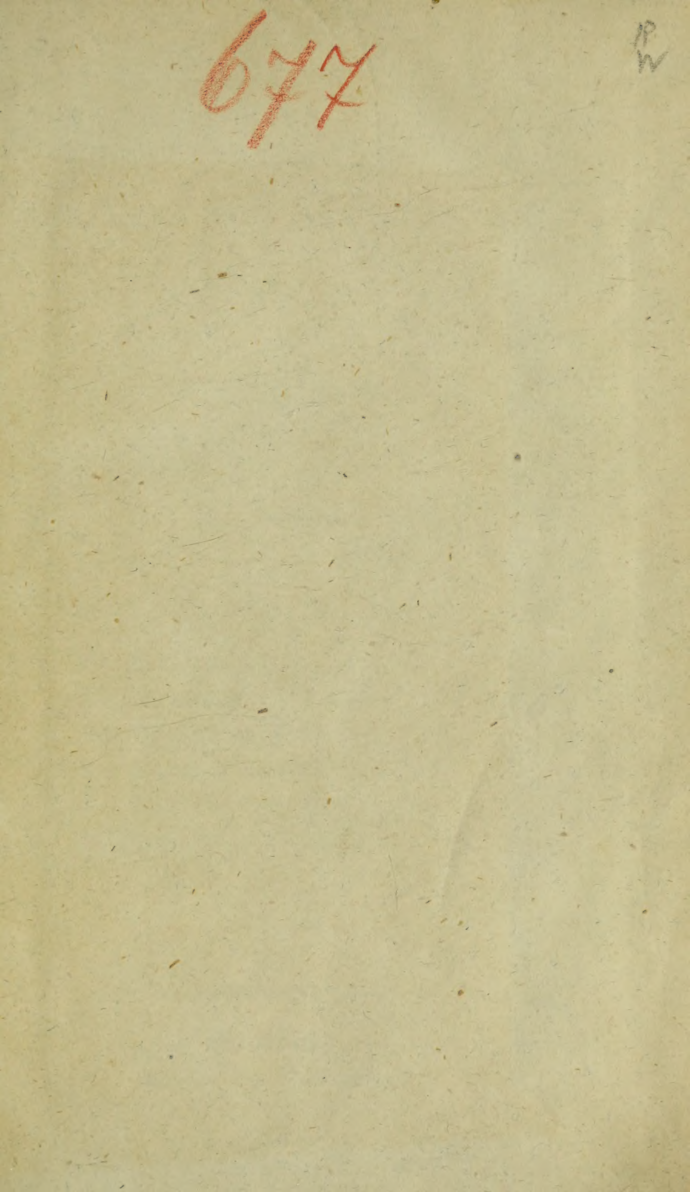
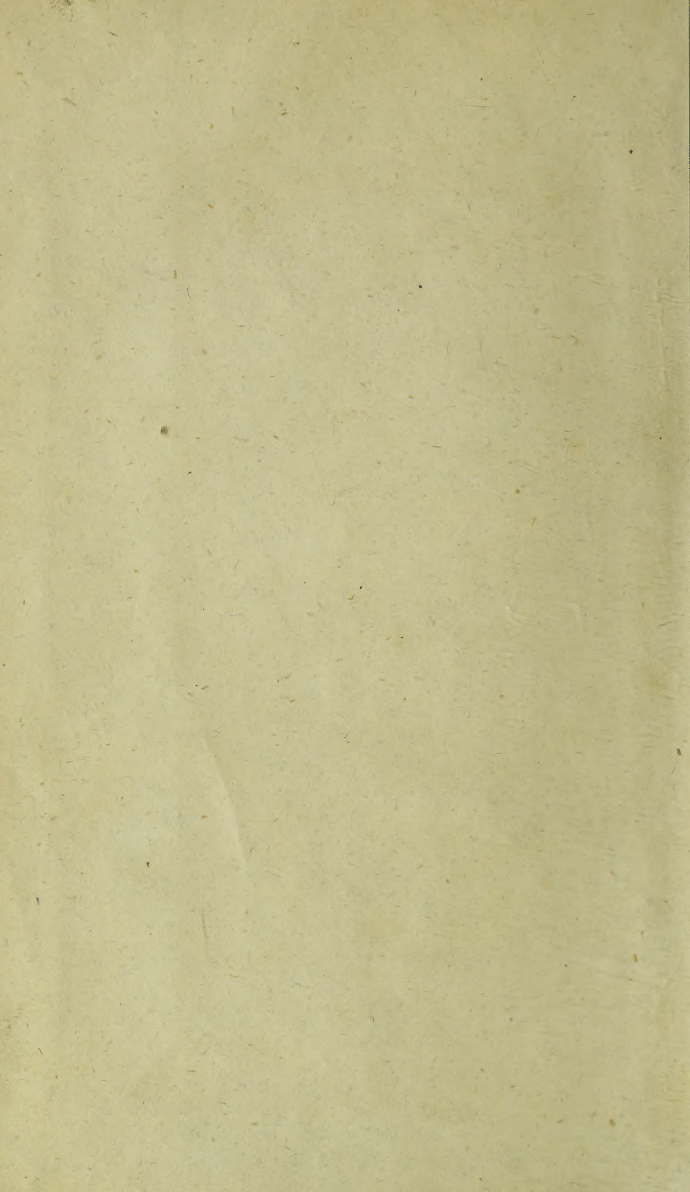








Neue

Novellen und Erzählungen

von

Georg Lotz.

Zweiter Band.

Der Torreador.

Duranti Alghieri.

Das Gespenst des Ritters.

Der Verbannte am Ohio.

Das Recht der Erstgeburt.

Das Mittagsmahl des Dichters.

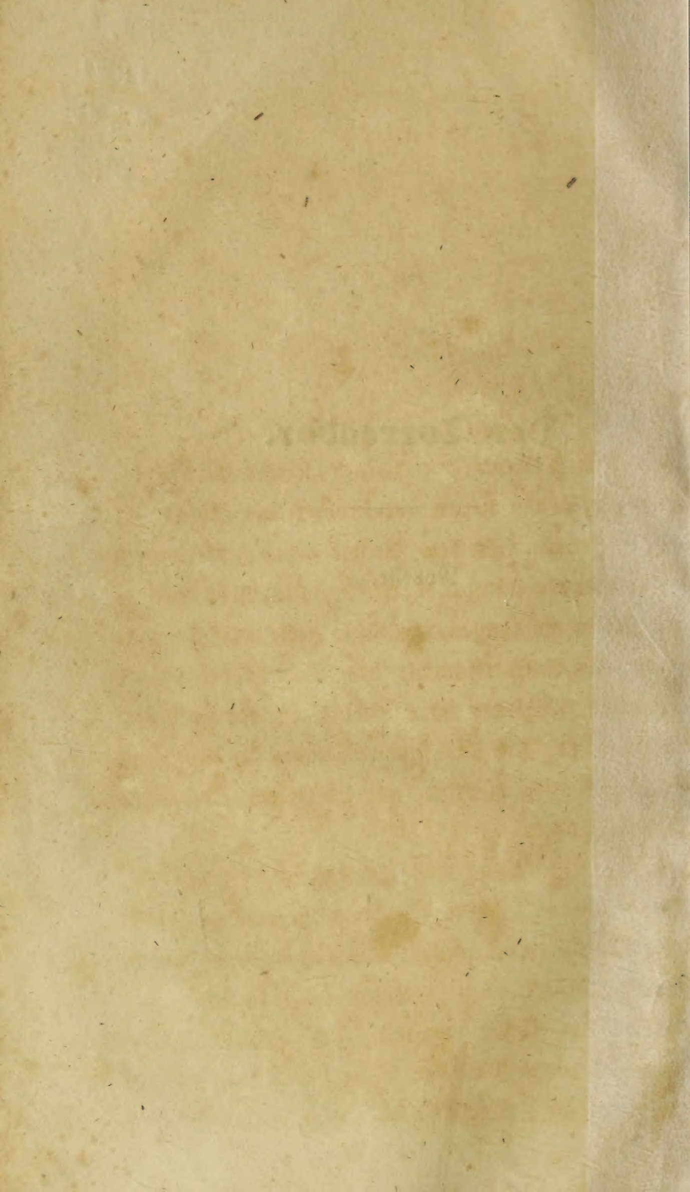
Hamburg,

Bei G. W. Niemeyer.

1843.

Der Torreador.

Novelle.



Von dem Thurme der kleinen Kirche San Pasquale im Prado herab, verkündete die Glocke die siebente Stunde. An dem Fenster eines Hinterhauses in der Straße Alcala, dem Pallaste Alba gegenüber, schien ein junges, nachlässig gekleidetes Frauenzimmer mit Aufmerksamkeit dem Schalle der Glocke zu horchen. Als der letzte Schlag in der Luft verhallt war, zog sich das junge Mädchen in das Zimmer zurück und bewegte mit Heftigkeit eine kleine silberne Klingel.

„Die Chocolade, und das sogleich," gebot sie, zu einer kleinen bizarr gekleideten Negerin gewandt, die auf das wiederholte Klingeln herbei rannte. „Schnell, schnell, verliere keinen Augenblick."

Als die kleine Negerin sich entfernt hatte, schritt das junge Mädchen leicht durch das Zimmer hin, und setzte sich schweigend einem jungen Manne

gegenüber, der an dem, was sich rund um ihn zu-
trug, auch nicht den kleinsten Antheil zu nehmen
schien. Er hatte sich nachlässig auf das Canapee
hingeworfen; es war ein schöner junger Mann, aber
seine Physiognomie war von einem ihm ungewöhn-
lichen Gefühle beherrscht und dieses Gefühl schien
sehr trauriger Art zu sein; seine Augen waren ge-
schlossen, und dennoch war er nur halb ent-
schlummert.

Als das junge Mädchen sich ihm näherte, ver-
lor sie plötzlich den Ausdruck der lebhaften Heiter-
keit, den sie noch vor wenigen Augenblicken zeigte,
als ihr Blick die Allee des Prado durchschweifte. Sie
schlug ihre Arme langsam über einander, senkte ihr
Haupt auf ihre Brust und betrachtete den jungen
Mann mit einem Ausdruck, der ganz und gar aus
ihrem Herzen zu kommen schien. Was den jungen
Mann betraf, so verhielt er sich regungslos; er
schien es nicht zu bemerken, daß das junge Mäd-
chen sich in seiner Nähe befinde. Als sich aber sein
Schweigen auf diese Weise verlängerte, verrieth eine
heftige Bewegung ihrerseits ihre innere starke Aufre-
gung; sie unterdrückte indeß ihr Gefühl, und nur
zwei Thränen, die ihr über die Wangen hinabroll-
ten, und das Wogen ihres fast nur von ihren

schwarzen Locken verhüllten Busens, verriethen, was sie litt.

„Miguel," lispelte sie mit einer weichen, fast ängstlichen Stimme.

Miguel antwortete nicht. Das junge Mädchen neigte sich über ihn hinab, sie berührte seine Stirn mit ihren Lippen und hauchte einen leisen Kuß auf dieselben. Der junge Mann fuhr zusammen, schlug die Augen auf und lächelte ob des süßen Erweckens.

„Ha, Du bist es, Catalina? — Ist es denn schon so spät?" fragte er.

„Es ist sieben Uhr, lieber Freund! — Du bist noch nicht angekleidet, auch ich bin es nicht — wir haben noch nicht gefrühstückt — wir müssen uns in den Cirkus begeben, Du siehst, wir haben keine Zeit zu verlieren. Soll ich Juan rufen, damit Du Deine Toilette machen kannst?"

Der junge Mann gab keine Antwort. Er erhob sich, und schritt wie träumend im Zimmer auf und ab.

„Ha," rief er endlich, indem er sich mit der Hand vor die Stirn schlug, „ich weiß nicht, warum mein Herz so bedrückt ist, wenn ich an den Kampf des heutigen Tages denke, niemals habe ich einer Ahnung Raum gegeben, niemals habe ich einer

innern Stimme gehorcht, die uns zuweilen unser Schicksal im Voraus verkündet. — Heute aber, Catalina, heute fühle ich, daß mir ein Unglück begegnen wird: ich will heute lieber nicht mit dem Stiere kämpfen."

Catalina trat ihm ganz nahe. Sie spach anfangs nicht zu ihm; aber sie lehnte sich auf seine Schulter, blickte ihn mit aller Zärtlichkeit an, die für ihn ihr Herz erfüllte, und sprach endlich:

„Wenn es im Himmel geschrieben steht, daß ein Unglück sich ereignen soll, mein Freund, so geschehe sein heiliger Wille! Aber höre mich an: wenn Du ganz gewiß bist, die Stimme zu vernehmen, die Dich warnt, wohlan, so will ich nicht von Deiner Seite weichen, und wir werden mit einander sterben."

Sie war, als sie diese Worte sprach, so unbeschreibbar liebenswürdig, so reizend, so anmuthvoll, daß Miguel zu lächeln begann und sie in seine Arme schloß.

„Es ist nichts, als die Folge eines bösen Traumes, Miguel," fuhr Catalina fort, „verbanne doch solche trübe Gedanken. Wir Bewohner der Mancha zollen solchen Dingen keinen Glauben. Denke also nur an den Ruhm, der Deiner harrt. Der König und die ganze königliche Familie haben ausdrücklich

verlangt, Dich mit den Stieren kämpfen zu sehen. Du bist nach Madrid gekommen, Du hast um des Ruhms willen unser theures Sevilla verlassen, und jetzt ersteigen allerhand trübe Gedanken in Deinem Gehirn. Besinne Dich, Miguel, kehre zu Dir selbst zurück. Ich sage es Dir, wirst Du heute nicht mit den Stieren kämpfen, werde ich morgen nicht im Theater des Prinzen debütiren."

„Welche Thorheit! und weshalb das nicht?"

Ei, Du hast Launen, kann auch ich welche haben. — Also nicht wahr, Miguel, Du wirst kämpfen, nicht wahr? Du wirst Dich in Deiner ganzen Schönheit, Deiner ganzen Kraft und Deiner ganzen Geschicklichkeit zeigen, und zwar in dem schönen Cirkus „del Sol." Ich will, daß alle Weiber eifersüchtig auf mich werden sollen, denn, nicht wahr, sie werden erfahren, daß Du mich liebst."

Und das verführerische Geschöpf richtete auf ihn einen Blick voll Zärtlichkeit und voll Liebe, daß er zitternd sie an sein Herz drückte.

„Aber wenn Du mich liebst, Catalina, warum willst Du mich denn der Gefahr entgegen senden?"

Catalina zuckte die Achseln mit einem spöttischen, aber anmuthigen Lächeln.

„Einer Gefahr, Dich Manuel?" fragte sie. „Ich bin Dein nur zu gewiß, um etwas zu fürch-

ten, — nein, nein, ich hege auch nicht die kleinste Besorgniß."

„Wohlan, so will ich kämpfen," antwortete Miguel mit einem tiefen Seufzer, „aber erinnere Dich, daß Du selbst es warst, die mich dazu bestimmte, Catalina!"

Catalina lächelte.

Und dennoch kann ich mich kaum dazu entschließen," fuhr der junge Mann fort.

„Ha," rief plötzlich Catalina, indem sie aus dem Fenster sah, an dem sie stand, und mit ihren Blicken Jemand zu verfolgen schien, „ach mein Gott!"

„Was giebts?" fragte Miguel.

„Ich gewahre Romero, der um die Ecke der Straße Alcala kommt, und den Weg in den Prado einschlägt!"

Romero! *) fragte Miguel.

„Er selbst, ich habe ihn erkannt. Ja, ja, Du hattest Recht. Du darfst heute nicht kämpfen, den hast Du in der That zu fürchten. Wenn man nur nicht in Madrid weiß, daß Du —

*) Romero war einer der geschicktesten Torreadors oder Stierkämpfer Spaniens, wie Pepehillo und Castillares. Zwischen diesen Letzten und Romero herrschte eine solche Nebenbuhlerschaft, daß ihre Anhänger ihre Namen annahmen und sich Romeristen und Castillaristen nannten.

„Volga me dias!“ rief Miguel heftig. „Ich werde kämpfen, und das tapfer, wie noch nie zuvor — ich werde den Castilianern zeigen, daß ein Toreador aus der Mancha den Degen und den Dolch zu handhaben weiß, Corpo santo! ich, ich sollte nicht kämpfen, weil Romero sich in Madrid befindet! — Der Gavacho *) soll von mir im Gegentheil eine Lehre empfangen — Juan, Juan, kleide mich an, spute Dich!“

Nachdem er in der Eile sein Frühstück eingenommen, kleidete Miguel sich an, um bei der großen Festlichkeit aufzutreten, bei der er die Hauptrolle spielen sollte. Seit langer Zeit schon hatte sich sein Ruf von Sevilla nach Madrid verbreitet, und das, was man von seiner Geschicklichkeit erzählte, hatte eine solche Wirkung hervorgebracht, daß er berufen ward, um während der Dauer der königlichen Feste zu kämpfen.

Er war noch sehr jung, ausgezeichnet schön; er war nur von mittlerer Größe, aber vollkommen gut gebaut, und durchaus geeignet, in allen denjenigen Stellungen zu glänzen, die das Stiergefecht nothwendiger Weise bedingt. Seine Abkunft war unbekannt; Alles, was man von ihm wußte, war, daß

*) Der Gavacho ist eines der beleidigendsten Schimpfwörter, die man einem Spanier sagen kann.

er aus der Mancha stammte, und dies hatte man nur durch ihn selbst in Erfahrung gebracht. Er besaß, wie fast alle Bewohner dieser Provinz Spaniens, einen raschen, gewandten Geist, geeignet, leicht Alles aufzufassen, was sich demselben darbietet. Er besaß dabei einen fröhlichen Sinn, aber auch ein wahrhaft gefühlvolles Herz, wie man es bei Leuten seines Gewerbes nur selten antrifft. Oft fand man ihn träumend und so, als ob er über vergangene Tage nachsinne; niemals aber hatte er von seiner Jugend gesprochen, und Niemand konnte sagen: „Ich kenne diesen Menschen."

Catalina hatte ihn in Sevilla kennen gelernt, wo sie bei der komischen Truppe dieser Stadt die erste Rolle spielte. Sie besaß eine ungemeine Grazie, und viel Frische, kurz alles, was die Andalousierinnen und die Bewohnerinnen der Mancha so verführerisch macht. Sie liebte bald Miguel mit einer Leidenschaft, die ihre ganze Seele ausfüllte; sie brach alle ihre früheren Verbindungen ab, lebte nur für ihn, und folgte seinen Schritten überall hin, kurz, sie existirte nur in ihm, und vergaß gänzlich ihre eigenen Erfolge, um in dem Ruhme Miguels zu leben. Dennoch war auch ihr der Ruf einer geschickten Sängerin und Tänzerin nach Madrid vorausgegangen, und der Direktor des Theaters des

Prinzen hatte sich beeilt, sie zu engagiren. Sie stammte aus der Mancha, wie Miguel, und alle liebenswürdigen Eigenschaften der Bewohnerinnen dieser Provinz zeigten sich in ihr, im Verein mit dem ganzen Reiz einer eleganten Weltdame: es war ganz besonders in ihrem Tanze, worin sie diesen Zauber am vorzüglichsten entfaltete. Ihre Abreise von Sevilla ward demnach von dieser fröhlichen Stadt tief betrauert, wo alles, was Vergnügen ist, gewürdigt und empfunden wird. Was Catalina betrifft, so war sie Miguel gefolgt, wenig nur kümmerte es sie, wo sie ihr Zelt aufschlagen sollte.

Als der Torreador seine Toilette beendigt hatte, betrachtete sie ihn mit der Sorgsamkeit einer aufmerksamen Mutter. Nach beendigter Prüfung seines Anzuges lächelte sie mit dem ganzen Stolze eines liebenden Weibes.

Miguels Tracht aber war auch in der That geeignet, seine schöne Gestalt noch mehr hervor zu heben. Er trug die alte spanische Kleidung aus der Zeit Philipps des Ersten, Zweiten und Dritten. Sein Wamms von schwarzem Sammt, war an den Aermeln aufgeschnitten und mit blauem Atlas und mit Silberstoff gefüttert. Ein gestrickter Pantalon von weißer Seide ließ seine schönen männlichen Formen deutlich erschauen, kleine elastische enganschlie-

ßende Stiefeln vollendeten den geschmackvollen Anzug des Torreadors, der zuerst zu Pferde kämpfen sollte. Ein kleiner Mantel von schwarzem Sammt hing ihm über die linke Schulter hinab, sein Haupt war mit einer kleinen Mütze von schwarzem Sammt bedeckt, die mit einer goldenen Kette geschmückt war, an der ein kleines Bild des Erzengels Michael hing. An der einen Seite der Mütze prangte eine große blaue Feder; eine andre goldene Kette trug der Torreador mehrmals um den Hals gewunden.

An der Kette, welche Miguel um den Hals trug befand sich ein verschlossenes Medaillon von Gold und Emaille; es war das Bildniß Catalinas. Dies war der Anzug des Torreadors, dem Madrid eben so sehr wegen seiner Schönheit, als wegen seiner Geschicklichkeit Beifall zollen sollte.

„Und ich," fragte Catalina endlich, nachdem sie ihren Geliebten eine Zeitlang bewundernd betrachtet hatte, „bin ich nicht auch schön?"

Und das reizende Geschöpf wandte sich mehrmals anmuthig, um auch ihre Reize bewundern zu lassen; wirklich war sie auch ganz allerliebst anzuschauen. Ihr kleines Corsett von rothem Sammt, mit langen, weiten, nur über der Hand anschließenden Aermeln war auf allen Näthen reich mit dem feinsten Stahl gestickt. Ueber ihren Kopf hatte die

junge Maja einen schwarzen Spitzenschleier geworfen, der auf dem hintern Theil des Haares durch ein lilla Band zurückgehalten wurde, dessen Enden mit Stahlfranzen geschmückt waren. Von ihrem linken Arme hing ein Rosenkranz herab, dessen Perlen aus mit Gold verziertem Lapis lazuli geformt waren, und an dessen äußerem Ende sich ein goldenes Kreuz befand. Ein chinesischer Fächer, künstlich aus Elfenbein gefertigt, vollendete diese ächt spanische Toilette.

„Weißt Du auch, Catalina, daß Du die schönsten Weiber von Madrid überstrahlen wirst?" fragte er lächelnd, denn von seiner Stirn waren jetzt ganz und gar jene Wolken verschwunden, welche sie diesen Morgen verdüstert hatten. — „Wahrlich, ich wollte, Romero hätte seine Geliebte mit nach Madrid gebracht, damit er mit mir den Wettkampf bestehen könne, wer von uns Beiden von der Schönsten geliebt sei; gleich wie wir mit einander wetteifern werden, wer von uns am besten den Stier zu bekämpfen versteht.

Und er hob seinen Kopf stolz, und mit einer Zuversicht, aus der die Gewißheit des Sieges zu leuchten schien.

„Recht so, mein schöner Miguel," rief Catalina, „so schaue ich Dich gern, nicht aber wie vorhin, nie-

dergeschlagen und schon zur Hälfte überwunden. Romero möge sich heute zusammen nehmen! — Mein tapferer Miguel wird im Angesichte des Königs kämpfen!" —

In diesem Augenblicke verkündete die Glocke von der Kirche San Pasquale im Prado die neunte Stunde.

„Wir müssen fort," sprach Miguel.

„Fort also!" rief Catalina.

Aber bevor sie das Gemach verließen, knieete sie vor der heiligen Jungfrau nieder, bei der eine kleine silberne Lampe brannte, die mit der größten Sorgfalt stets angezündet und erhalten wurde. Sie faltete die Hände und betete mit der größten Innigkeit. Miguel betete gleichfalls, und zwar mit Glauben und Frömmigkeit. Als sie den Schutz des Heilands und seiner heiligen Mutter erfleht hatten, schickten sie sich endlich an, sich auf den Weg zu zu machen, und schon hatte Miguel die Thür geöffnet, als Catalina plötzlich ausrief, indem sie ihn beim Arm zurückhielt:

„Und die heilige Reliquie?"

Miguel legte sofort die Hand auf seine Brust.

„Ich habe sie nicht," rief er: „gieb sie mir, Catalina."

Das junge Mädchen aber hatte diese Auffor=

derung nicht abgewartet; mit einem Sprunge war sie in Miguels Zimmer geeilt, und schon kehrte sie mit dem kostbaren Amulette zurück. Es war ein kleines Beutelchen von carmoisinrothem Sammet, reich mit Gold und Perlen gestickt, es hing an einer kleinen kostbaren mexikanischen Kette. Als Catalina dieselbe um den Hals Miguels hing, neigte er sich und machte die Zeichen des heiligen Kreuzes.

„Jetzt,“ rief er, „jetzt bin ich sicher Romero zu besiegen! — Fort jetzt!“ —

Sie stiegen in einen Wagen, der ihrer harrte, und begaben sich in den Cirkus, der sich in jener Epoche in der Nähe des Thores der Sonne befand.

Es war ein seltsames Schauspiel, das Schauspiel eines Stiergefechts. Die Spanier lieben dasselbe bis zur Raserei. Dies Vergnügen hat für diese Nation eine wahrhafte Zaubergewalt. Man hat behauptet, daß der fortwährende Anblick dieses blutigen Schauspiels auf die Sitten dieses Volkes einen großen Einfluß äußerte: dies aber ist nach meiner Meinung eine irrige Behauptung. Eben so gut könnte man auch glauben, das dadurch der Muth und die Kraft der Nation gestählt würden. Ein Schauspiel, bei dem die Zuschauer sich außer Gefahr befinden, hat nichts, was sie persönlich anregt. Was die Kämpfer betrifft, so laufen sie aller=

dings eine Gefahr, wie die Gladiatoren, wenn sie in den Cirkel hinabstiegen, um den Ungeheuern zur Nahrung zu dienen, welche die Römer mit den Köpfen der Unglücklichen spielen sahen, die ihr Leben für ein Beifallszeichen hingaben; es ist wahr, der Anblick dieses Schauspiels kann an Grausamkeit gewöhnen; diese aber ist nicht die Schwester des Muthes, im Gegentheil.

Man hat viel von den Gefahren gesprochen, denen sich die Torreadors aussetzen. Allerdings ist die Gefahr groß; aber wie dem auch sein mag, man weiß bis jetzt nur von Pepehillo, daß er auf dem Kampfplatze geblieben sei; dieses Unglück kann sich indeß allerdings ereignen; auch befindet sich in dem Cirkus eine vergitterte Lage, in welcher sich ein Priester aufhält, um dem etwa tödtlich Verwundeten die letzte Oelung zu reichen. Ohne Zweifel giebt dieser Umstand einer Festlichkeit, zumal in unsern Augen einen seltsamen Anstrich, was aber noch seltsamer ist, ist daß man bei diesem Feste Frauen, junge Mädchen, Kinder und Greise sieht.

Vormals, unter den Königen aus der östreichischen Dynastie, fanden die Stierkämpfe auf der Placa-Mayor statt. Die Balkons waren mit köstlichen Teppichen reich geschmückt; der Balkon des Königs war ganz besonders prachtvoll. Jetzt fin-

den die Gefechte in der Nähe des Thores der Sonne statt. Die Kampfbahn ist eine Art von Cirkus, rund um den sich Reihen von Sitzen befinden, von denen nur die oberste bedeckt ist. Die Logen befinden sich in dem oberen Theile des Cirkus, wo diese Art von Schlachterei stattfindet.

Dieser Cirkus kann zehn bis zwölf tausend Zuschauer fassen. Es ist ein imposanter Anblick, den ein rund um dieser Kampfbahn versammeltes Volk darbietet, welches mit allen Zeichen der Ungeduld den Augenblick erwartet, an dem das Fest beginnen wird.

An dem Tage, von dem wir erzählen, hatte die Ungeduld einen noch schärferen Charakter; tausende von Stimmen riefen Miguel, den großen Miguel! Man erzählte sich seine tapferen Thaten, deren Ruf ihm von Sevilla aus vorangegangen war; diejenigen, welche ihn in letzter Stadt gesehen hatten, berichteten, daß er eines Tages zehn Stunden lang gekämpft habe, und daß sechs Stiere unter seiner kräftigen Hand gefallen wären. Und dann, „wie schön er ist,“ rief hier und da eine Sevillanerin, deren Wangen von der Erinnerung roth gefärbt wurden. In diesem Augenblicke nahm ein hübsches, junges Mädchen in einer besonderen Loge Platz. Bei

ihrem Anblick erhob sich in dem Cirkus ein Gemurmel allgemeiner Bewundrung.

„Das ist die reizende Catalina aus der Mancha,“ riefen einige Stimmen.

„Wie man sagt, eine Liebschaft von Miguel,“ bemerkte eine der Frauen mit einem geringschätzenden Lächeln.

Catalina, obgleich gewöhnt an die Huldigungen und die Bewunderung, erröthete bei dem Gemurmel des Lobes, das man ihr spendete; sie lehnte sich unwillkührlich zurück, und zog ihren Schleier über ihr Antlitz hinab, welches sie mit einer höchst anmuthigen Geberde bewerkstelligte. Jetzt ward der Enthusiasmus um sie her noch allgemeiner und lauter. In diesem Augenblicke trat die königliche Familie in ihre Loge, und das Publikum begrüßte den König und die Königin mit lauten Freudenzeichen, wie dasselbe es damals stets zu thun pflegte; denn Carl der Vierte war zu jener Epoche von seinem Volke ungemein geliebt. Catalina richtete ihre Blicke auf die königliche Loge, und fühlte ihr Herz erglühen, als sie die glänzende Gruppe betrachtete, die bald ihrem Geliebten Beifall zollen sollte, dessen Ruhm ihr mehr am Herzen lag, als ihr eigener. Das Herz pochte ihr vor Furcht und Hoffnung, und

als das Fest begann, fühlte sie, daß sie mehr zitterte, als an dem Tage ihres ersten Auftretens auf der Bühne.

Das Schauspiel begann mit einer Art Procession, welche mit den Alguazils geschlossen wurde, so wie von einem oder zwei Notarien und dem Scharfrichter der Stadt. Seine Gegenwart wurde durch die Vorlesung eines Befehls des Königs erklärt, welcher, bei Strafe der Auspeitschung, Jedermann verbot, seinen Platz zu verlassen, um mit den Stieren zu kämpfen, indem nur die für den heutigen Tag Ausgewählten das Gefecht bestehen durften. Nach Beendigung dieser Ceremonie verkündeten Trompeten und Paukenschall das Erscheinen derjenigen, welche kämpfen sollten.

Sie trugen sämmtlich die elegante Tracht des alten Spaniens. Die Picadores erschienen zuerst, es waren ihrer drei, welche Zahl niemals überschritten werden durfte. Sie ritten auf trefflichen Rossen. In ihrer Mitte gewahrte man Einen, der nach Madrid gekommen war, um sich Bewunderung zu erringen, und dafür eine Geschicklichkeit zeigen wollte, wie man sie dort früher nie angestaunt hatte; dies war Miguel. Als er vor der königlichen Loge vorüberkam, verlangsamte er den Schritt seines Pferdes; er nahm seine Mütze vom Haupte, und verneigte sich mit großer Ehrerbietung vor dem

Könige und die Königin. Er vollbrachte dies mit einer so anmuthigen und doch so einfachen Geberde, daß ein neues Gemurmel ihm verkündete, daß er sich die allgemeine Gunst bereits errungen habe.

„Nur heraus zum Kampf, Romero," sprach er zu sich selbst, er soll Zeuge meines Triumphes werden.

Aber eine andere Gunst war ihm in demselben Augenblicke bestimmt. Die Königin Maria Luise konnte, als sie den gewandten Hidalgo erblickte, nicht umhin, sich hinab über die Logenbrüstung zu neigen, um ihn mit ihren Augen zu verfolgen. Als sie sich wieder aufrichtete, lächelte sie, indem sie auf eine Dame blickte, die sich neben ihr befand und dieses Lächeln konnte auf seltsame Weise gedeutet werden.

Die Königin von Spanien war zu der Zeit, von welcher ich erzähle, noch jung; sie war schön; und ihre Augen, ihre Arme, ihre Hände konnten die Liebe rechtfertigen, welche die Königin verlangte, und die man damals dem Weibe darbringen konnte. Die Nationaltracht stand ihr übrigens außerordentlich gut; diejenige, die sie an diesem Tage trug, war in der That höchst prachtvoll; der Werth derselben betrug dem Gerüchte zufolge mehr als 14,000 Realen. Catalina gab sich als Weib in diesem Augenblick der Neugierde ihres Geschlechtes hin; sie

betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Loge der Königin.

„Ja, ja,“ sprach eine Stimme in der Loge, die an der Catalinas grenzte. „Ihr könnt es glauben, der Anzug der Königin kostet 14,000 Realen, aber es befindet sich in ihrer Loge eine Dame, die eine Kleidung trägt, noch prachtvoller und kostbarer als die ihrige.“

„Wie ist das möglich?“

„Es ist wie ich sage,“ antwortete die Erste. „Betrachtet nur diejenige, die damit geschmückt ist. Sollte man nicht glauben, es sei die Königin des Landes? — und dennoch ist es nur die Herzogin von Alba!“

Catalina verdoppelte ihre Aufmerksamkeit. Der Ruf hatte ihr bereits viel von der Herzogin von Alba verkündet, und sie war höchst begierig, eine so berühmte Frau genau zu betrachten. Sie richtete deshalb ihre Lorgnette auf die königliche Loge, und gewahrte aufrecht stehend hinter dem Lehnsessel der Monarchin eine schöne Frau, deren hohe, edle Gestalt und ausdrucksvolle Physiognomie sofort Bewunderung gebot.

Ihre Züge waren regelmäßig; ihre Nase zwar ein wenig groß, aber vollkommen schön geformt, ihre flammenden Augen belebten ihr in der Regel

ernstes Gesicht; ihr Teint war ungemein weiß und zart, in Spanien eine seltene Schönheit. Unter ihren großen feurigen Augen, die einen solchen Ausdruck besaßen, daß man glauben konnte, sie seien im Stande, alles Mögliche auszudrücken, bemerkte man eine leichte dunkle Linie, die ihren Blick verlängerte, und dessen Eindruck noch vermehrte. Ihr Mund war ernsthaft, und das schnelle Zusammenziehen ihrer gebogenen Augenbraunen, sobald etwas unangenehm auf sie einwirkte, bewies, daß sie keine Widersetzlichkeit gegen ihren Willen geduldig zu ertragen vermochte; ihr in der Regel schönes Gesicht war alsdann wahrhaft furchtbar; ihr schon ohnehin blasser Teint ward noch blässer, und ihr Mund, auf welchem nur selten ein Lächeln erschien, drückte alsdann eine heftige Gemüthsbewegung aus. In dem Augenblicke, als Catalina sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, belebte ein seltsamer Ausdruck dies Antlitz, dessen Schönheit dieser Halbinsel nicht anzugehören schien. Ihr Blick wirrte in dem Cirkus umher, und schien einen andern fremden Blick zu suchen; sie hatte sich auf den Lehnsessel der Königin hinabgeneigt, und ihr Auge verfolgte Jemand, der sich innerhalb der Arena befand. In diesem Augenblicke war ihre Spitzenmantille ihr von den Schultern gesunken, so daß man ihr ganzes Antlitz, so wie ihren reichen

Anzug einer Maja zu erschauen vermochte. Catalina schien es wirklich, als wenn ihr Anzug dem der Königin an Kostbarkeit überträfe. Nichts konnte prachtvoller gedacht werden, und die Leichtigkeit, womit die Herzogin diese Tracht trug, hob die Eleganz derselben noch mehr hervor. In diesem Augenblick erschallten die Trompeten und Jedermann setzte sich nieder, um dem, was sich zutragen würde, seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Die Herzogin selbst, obgleich sie sehnsuchtsvoll nach dem Blicke zu verlangen schien, den sie suchte, zog ihre Mantille wieder über das Gesicht und nahm ihren Platz hinter der Königin wieder ein.

Die Trompeten verkündeten die Fortsetzung der Festlichkeit. Die drei Picadores hatten, wie ich erzählt habe, den Zug eröffnet; hinter ihnen zeigten sich ihre Diener mit den kleinen weißen Lanzen, welche bei dem leichtesten Stoß zerbrechen, so wie mit den größeren Lanzen; hierauf folgten die Matadors, die Torreadors oder Stierkämpfer, die Banderilleros und die Chulos. Diese waren sämmtlich zu Fuß und mit großer Sorgfalt gekleidet; diese ganze Truppe, welche wenigstens 16 Kämpfer bildete, zog in der schönsten Ordnung an der königlichen Loge und der Ayuntamento oder Municipalität vorüber. Hinter ihnen gewahrte man drei reich

aufgeschirrte und köstlich geschmückte Maulthiere, bestimmt den Besiegten fortzutragen. Als die Kämpfer vorüber waren, erschienen zwei Stadtbeamte, von Alguazils gefolgt, die in lange schwarze Gewänder gekleidet waren, Perrücken trugen, und ihren Stab in der Hand hielten. Sie ritten auf ganz ruhigen Pferden, welche im Schritte gingen. Sie verbeugten sich tief vor dem Könige und der Königin, und harrten alsdann schweigend, bis der König ihnen den Schlüssel zu dem Tauril, dem Orte wo die Stiere eingeschlossen gehalten wurden, zuwerfen lassen würde. Dies ist ein Moment von hohem Interesse; es folgte plötzlich auf den lauten Tumult einer Versammlung von zehn bis zwölf tausend Menschen, die tiefste Stille! Dies Schweigen war in der That höchst feierlich! Der König ertheilte darauf dem Kammerherrn den Befehl, den Schlüssel zum Tauril hinabwerfen zu lassen; dieser Schlüssel mit bunten Bändern geschmückt, ward hinab in die Arena geschleudert, und augenblicklich verkündeten alle Instrumente des Orchesters diesen Anfang der so sehnlichst herbeigewünschten Festlichkeit. Das Volk beantwortete diese Kunde durch ein lautes Freudengeschrei. Die echten Liebhaber des Stiergefechts nehmen ihre Plätze stets der Pforte des Taurils grade gegenüber, um sogleich beurtheilen zu können, was

von dem Stiere zu erwarten steht; sie sehen auf den ersten Blick, ob er sich tapfer wehren wird.

Als der Tauril an diesem Tage geöffnet wurde, kam während der ersten Augenblicke kein Stier zum Vorschein. Schon begann das Volk zu murren, da stürzte plötzlich ein starker Stier hervor, mit einem Gebrüll, welches den Piccador, der seiner harrte, fast erzittern machte. Dennoch hielt er sich auf maurische Weise fest in seinem Sattel, er legte seine Lanze ein, und erwartete so das Thier, dessen Erscheinen den lauten Enthusiasmus der Versammlung erregt hatte.

Die Tracht der Piccadores ist höchst eigenthümlich. Sie tragen gelbe Pantalons von sehr starkem Leder; diese Beinkleider aber sind mit einem ganz dünnen Blech gefüttert, welches verhindert, daß der Piccador sich aufrichten kann, wenn der Stier sein Pferd tödtet, welches fast jedes Mal geschieht. Ihr nach Andalousischem Schnitt geformtes Wamms, ist stets von auffallend glänzender Farbe, damit der Stier dadurch noch mehr angeregt werde; auch ist dasselbe mit goldenen Tressen und Knöpfen geschmückt. Auf dem Kopfe tragen sie einen riesigen weißen Hut, derselbe ist sehr niedrig und stets mit einem Bande geschmückt, das der Piccador am Morgen des Tages von seiner Geliebten empfangen hat.

Derjenige, welcher den Stier erwartete, schien fest entschlossen, ihm die Spitze zu bieten. Das wüthende Thier stürzte auf ihn los, empfing den Stoß der Lanze, jedoch, ohne daß der Piccador in seinem Sattel auch nur im Geringsten erschüttert wurde. Die Lanze aber brach und der Stier setzte wüthend seinen Lauf durch die Kampfbahn fort, um sich alsdann noch zornentflammter als zuvor auf seinen Gegner zu werfen. In diesem Augenblick erschien ein junger Chullos und hatte, trotz der Wuth des Stiers, die Geschicklichkeit, zwei Banderillas zu appliciren, und ihm nach dem Ausdruck des Stiergefechts den Kopf zu schmücken. Diese beiden Pfeile steigerten die Wuth des Thiers noch mehr und den Banderillo verachtend, warf er sich auf den Piccador, der, da er noch keine Lanze wieder erfaßt hätte, sich in einem vertheidigungslosen Zustande befand. Der Stier versetzte mit seinen Hörnern einen gewaltigen Stoß in den Bauch des Pferdes, welches mit seinem Herrn zu Boden stürzte, während der Stier auf's Neue durch die Kampfbahn rannte, um sich alsdann wieder auf seinen Gegner zu werfen und den Sieg zu beendigen.

Aber plötzlich ward dem Letzteren ein unverhoffter Beistand zu Theil, dies war Miguel. Nach der Ordnung des Stiergefechts sollte er erst zuletzt kämpfen;

bei dem Anblick des in Todesgefahr schwebenden Piccadors aber, warf er sich mit der Schnelligkeit des Blitzes auf den Stier und verwundete ihn mit der Spitze der Lanze, dicht unter dem rechten Auge, so daß das Thier schwankte. Sofort sprang er von seinem Pferde, zog seinen Dolch und versetzte dem Thiere den Gnadenstoß, so daß es auf der Stelle todt zusammenstürzte. Bei dem Anblick dieser schönen That, hervorgerufen durch die Gefahr eines seiner Nebenbuhler, stieg der Enthusiasmus des Volks auf's Höchste, und Miguel ward von der Menge unter stürmischen Beifallszeichen als der tapferste Kämpfer proclamirt.

Was am meisten in Erstaunen setzte, war, daß Miguel, obgleich er eingeschrieben war, als Piccador zu kämpfen, nicht wie diese gekleidet war. Er trug keine gefütterte Pantalons, sondern ein Beinkleid von weißer Seide. Die bewunderungsvolle Leichtigkeit seines Pferdes, seine Fügsamkeit schien es so ganz mit seinem Gebieter zu vereinen, daß beide nur ein und dasselbe Wesen auszumachen schienen. Als der Stier getödtet war, machte Miguel die Runde durch den Cirkus, und verbeugte sich grüßend vor der königlichen Loge. Als er seine Augen hob, begegnete er einem Blicke, der ihn erzittern machte; und während er seinen Weg fortsetzte, wandte er

noch mehrere Mal das Haupt. Dieser Blick verfolgte ihn. Catalina hatte einen durchdringenden Schrei ausgestoßen, so wie Miguel sich anschickte, seinem Cameraden zu Hülfe zu eilen, und dennoch dachte er, als er an ihrer Loge vorüber kam, nicht einmal daran seinen Blick zu ihr zu erheben.

Der Piccador war am Beine schwer verwundet. Man trug ihn fort, in das kleine, neben dem Tauril befindliche Gemach, in welchem sich ein Bett, ein Betschemel, das heilige Oel, ein Beichvater und ein Wundarzt befanden.

Das Volk von Madrid kennt bei diesen königlichen Festlichkeiten kein Mitleid. Kaum hatten die drei köstlich befederten Maulthiere mit ihren Glöckchen den Stier fortgeschafft, den Miguel getödtet hatte, als die ganze zahlreiche Versammlung unter stürmischem Beifallsjubel die Fortsetzung des Stiergefechts und zwar durch Miguel verlangte.

Dieser verneigte sich dankend und gebot den Chullos, den Stier herauszulassen; dann stellte er sich der Thür gerade gegenüber, muthig seinen Gegner erwartend.

In dem Augenblick, in welchem die Thür sich öffnete, folgte eine tiefe Stille, dem so eben stattgehabten lärmenden Tumulte. Dieser Kampf war

ein wahrhaftes Drama, und zwar ein Drama, an welchem das Herz Theil nahm.

Der Stier, der dies Mal zum Vorschein kam, war jung und voller Kraft und seine Bewegungen waren leicht und gewandt, und anfangs schien er nur spielen zu wollen, denn er durchrannte zweimal die Arena ohne auf den zu achten der ihm den Tod geben wollte.

Jetzt gab Miguel den Chullos ein Zeichen, und der Stier begann alsbald zu brüllen; man hatte ihm vier Banderillas beigebracht. Er brummte gewaltig, seine Auge begannen sich zu beleben, und Miguel ward endlich von ihm bemerkt. Das durch den Schmerz wüthend gemachte Thier stürzte jetzt gerade auf Miguel los.

Miguel aber streckte dem Stiere seine Lanze entgegen und bohrte dieselbe ohne große Anstrengung dem Thiere unter dem rechten Auge hinein, so daß es von Schmerz besiegt, in die Kniee sank. Miguel schwang sich darauf anmuthig von seinem Rosse und versetzte dem Thiere den Gnadenstoß mit seinem Dolche. Er vollbrachte dies mit einer Leichtigkeit, einer Grazie und einer Schnelligkeit, welche so bewundrungswürdig waren, daß ein noch stärkerer Beifallssturm erfolgte und ein Regen von Goldstücken in die Arena flog. Der König gab dem Mi-

guel ein Zeichen, sich unter die königliche Loge zu begeben, worauf sich der Monarch aus seinem Lehnsessel erhob, und dem Torreador selbst eine Börse zuwarf, in welcher sich funfzig Dukaten befanden. Die Königin folgte dem Beispiele ihres Gemahls und beauftragte damit die Herzogin von Alba. Bevor sie die Börse hinabwarf, öffnete sie dieselbe und ließ einen Ring von großem Werthe hineingleiten. den sie von ihrem Finger zog. Miguel gewahrte dies und beantwortete diese Handlung mit einem Blick, der die Wange der Herzogin mit einem leichten Roth färbte. —

„Das Gefecht möge fortgesetzt werden,“ gebot der König, „dieser Mann aber soll seine Kräfte für den Kampf zu Fuße sparen.“ —

Als Miguel diesen königlichen Befehl empfing, verbeugte er sich, zum Zeichen des Gehorsams.

Das Stiergefecht ging also seinen Gang weiter, und war glänzender, als seit langer Zeit eines in Madrid stattgefunden hatte. Vierzehn Pferde wurden von den Stieren getödtet und zwölf Stiere erlagen bei dieser wahrhaft königlichen Festlichkeit. —

Die Kampfbahn bot jetzt nur noch eine mit Blut befleckte Sandfläche dar; es war ein furchtbarer Anblick und dennoch zitterten selbst die Weiber

und Kinder vor Vergnügen, grade in dem Augenblick, als die Gefahr am größten war.

Als der zweite Theil des Festes begann, hatte man die blutigen Spuren fortgeschaft, so wie die zerrissenen Ueberreste der Pferde und Hunde, welche der Stier dem Schmerze opferte, den man ihm auf so barbarische Weise verursachte. Die Arena war wieder rein; alles befand sich wieder in der frühern Ordnung, und so wie der König und die Königin wieder in ihrer Loge erschienen, verkündete das Geschmetter der Trompeten, daß der zweite Theil des Gefechts beginnen werde. —

Nunmehr zeigten sich in dem Cirkus mehrere Quadrillen junger Männer, die mit glänzenden Farben geschmückt und auf andalusische Weise gekleidet waren; sie trugen in ihren Händen zwei lange scharlachrothe und himmelblaue seidene Schärpen. Dies waren die Chullos, das heißt, diejenigen, welche bestimmt waren, die Banderillas anzubringen, ihre hauptsächlichste Eigenschaft muß in einer großen Leichtigkeit bestehen. Nach dieser leichten bunten Truppe erschienen die Matadors. Ein Municipal-Beamter der Stadt Madrid zog vor ihnen her, und stellte sie dem Könige vor. Es waren ihrer drei. In der Mitte gewahrte man Miguel, dessen prachtvoller Anzug eben so sehr wie seine

elegante Haltung Aller Blicke auf sich zog. Er trug gleich den übrigen Matador ein kurzes, enganschließendes Wamms aus blauer Seide mit goldenen Tressen und Stickereien geschmückt. Sein kurzes, an den Knieen enganschließendes Beinkleid war gleichfalls mit Schleifen geschmückt. Seine seidenen Strümpfe zeigten ein vollkommen schön geformtes Bein, und der glänzende, mit einer kostbaren Schnalle verzierte Schuh umschloß einen Fuß, auf den ein Frauenzimmer hätte eifersüchtig werden können. Er trug ein Netz von blauer Seide, welches hinten herabhing, so daß man seine vollen schwarzen Locken gewahren konnte. Miguel bot auf diese Weise einen so wahrhaft schönen Anblick dar, daß er die allgememeine Bewunderung auf sich ziehen müßte.

Als er sich vor der Königin verbeugte, spendete sie ihm ein huldvolles Lächeln, und wie vorhin, wandte sie sich, um der Herzogin von Alba einige Worte zuzuflüstern. Diese antwortete, indem sie sich zu dem Ohr der Monarchin hinneigte, und schien mit Wärme zu sprechen. —

Die Königin erwiderte anfangs nichts, dann aber blickte sie dieselbe lächelnd an und flüsterte ihr hinter ihrem Fächer ein Wort zu.

Niemals hatte man den Cirkus zu Madrid ge-

füllter gesehen, als an diesem Tage. Ein tiefes Schweigen herrschte in der Menge, und als der Trompetenschall den Anfang des Gefechts verkündete, harrte Alles in der größten Spannung dem Gefechte entgegen.

Die Pforte des Taurils eröffnete sich aufs Neue und mit einem einzigen Sprunge schoß ein Stier aus demselben hervor.

Das Thier war fast ganz weiß; seine Hörner prangten leicht gekrümmt an der drohenden Stirn, aus seinem Auge flammten Blitze. An eines seiner Hörner war ein grünes Band befestigt: dies war die Farbe, welche seine Abkunft und das Land bezeichnete, woher er stammte.

Kaum befand sich der Stier in der Kampfbahn, als er sich auch sofort zum Kampfe anschickte; das Geschrei von zwölf tausend Menschen aber, die ihn als ein dem Tode geweihetes Opfer begrüßten, und die zahllosen Hände, welche Tücher und Hüte schwenkten, schienen ihn anfangs bestürzt zu machen. Er hemmte plötzlich seine Schritte, dann wandte er sich rasch. Er wollte dort wieder hinaus, woher er gekommen war; aber die Thür des Tauril war wieder geschlossen worden und so konnte er keinen Ausweg finden. Er machte zweimal die Runde im Cirkus. Da sich der stolze Stier auf

diese Weise gefangen sah, senkte er das Haupt, gleichsam als wolle er seine Gedanken sammeln, und auf Mittel zur Vertheidigung sinnen. Einige Augenblicke darauf fing er an zu brüllen, seine Nüstern schäumten und er schnaubte, daß der Staub rund um ihn her in die Höhe flog; er regte seinen Schweif und schlug sich damit gegen die Seiten; endlich erhob er sein stolzes Haupt. Er blickte auf seine zahlreichen Gegner, nicht um sie zu zählen, sondern um aus ihnen sein erstes Opfer zu wählen. Er warf sich schnell wie der Blitz auf einen jungen Chullos, der ihm näher war als alle Uebrigen, und noch bevor der Unglückliche sich durch die Flucht zu retten vermochte, hatte ihn der Stier mit einem seiner Hörner erfaßt und ihn hoch hinauf in die Luft geschleudert.

Nachdem der Stier den jungen Chullos in die Luft geschleudert hatte, schaute er einen Augenblick lang stolz um sich, worauf er sich sogleich ein zweites Opfer suchte; die Chullos aber hatten sich vereinigt, um ihren Cameraden zu rächen, und brachten dem Stiere mehr als hundert Banderillas bei. Der furchtbare Schmerz, der ihm hiedurch verursacht wurde, machte das Thier wüthend. Es rannte in der Kampfbahn bald hierhin, bald dorthin, blutend und von seinen Feinden umringt. In diesem

Augenblicke erregte das Thier ein Interesse, welches sich durch ein lautes Geschrei des Volks beurkundete. Der verfolgte Stier zeigte sich in so edlen, so gewandten, so pitoresken Stellungen, daß man ihm seine Theilnahme nicht versagen konnte. Bis jetzt war er der Held des Dramas gewesen; diejenigen, die ihn angriffen, flößten in diesem Augenblicke kein Interesse ein. In einer Kampfbahn gilt kein Unterschied zwischen Menschen und Thieren; der Muthigste hat stets den Vorzug. Rund um ihm, diesem Helden des Dramas, gewahrte man die Matadors, die Banderillos, kurz alle diejenigen, die dazu bestimmt waren, ihm Qualen zu verursachen, und die ihm selbst in diesem Augenblicke keinen Trotz bieten konnten. Einer dieser Letzteren wollte noch ein Banderillas hinzufügen, welche schon seinen breiten Rücken bedeckten, grade aber, als der Chullos seinen Arm erhob, um sein Qualinstrument anzubringen, führte der Stier einen so gewaltigen Stoß nach ihm, daß er ihm die Brust aufriß; der Chullos stürzte todt zu Boden. Seine Cameraden trugen ihn fort. Seit diesem Vormittag war dies das dritte Opfer. Die beiden Ersten waren nur verwundet worden; dieser aber war unterlegen. Der Beifallssturm verdoppelte sich nunmehr.

Der Stier ward applaudirt, gleich einem aus-

gezeichneten Schauspieler auf dem Theater. Das Thier schien seinen Ruhm zu begreifen, und trotz des Blutes, das ihm entströmte war sein Schritt noch immer stolz, sein Auge noch immer flammend.—

Jetzt erschien Miguel in dem Cirkus, in der einen Hand seinen Degen, in der andern seine Muleta haltend. Er bewegte sich langsam daher, und prüfte mit großem Ernste das Thier, welches er angreifen wollte. Er betrachtete den blutenden Stier, als ein seiner würdiges Opfer und sprach so laut, daß es in der königlichen Loge vernommen werden konnte. —

„Ich werde dennoch Sieger sein.“

In diesem Augenblick zeigte sich ein weiblicher Kopf über dem Balkon der Königin, und zwei dunkle Augen richteten einen langen Blick auf den Cirkus.

„Miguel,“ sprach der erste Chullos, „es wird Zeit, daß Du den Angriff beginnst; da wird schon wieder einer der Unsrigen von dem Stiere besiegt.“

Wirklich hatte das bis zur höchsten Wuth gereizte Thier so eben einen der Banderillos verwundet.

Als Miguel in der Kampfbahn weiter fortschritt, folgte dem Gelärme und Getobe die tiefste Stille, Diesmal verdoppelte sich das Interesse, weil der

Gegner des Stiers desselben vollkommen würdig war. Er schritt grade auf das Thier zu, mit gehobenem Degen und leicht mit seiner Muleta spielend.*) Als er ihn nahen sah, hemmte der Stier plötzlich seine Schritte, und stand da wie fest gebannt, so als sei er aus Marmor geformt. Der Matador hielt indeß fortwährend seinen Blick auf das Auge des Stiers gerichtet, während er sich demselben Schritt vor Schritt näherte, und selbst die kleinste Bewegung seines Blickes beobachtete. Der Stier seinerseits verlor weder den Degen noch die Muleta aus den Augen; plötzlich aber stürzte er auf den Matador los; dieser aber war vorbereitet und wich mit großer Geschicklichkeit zur Seite, so daß der Stier an ihm vorbeirannte. Jetzt ward der Stier von einer Wuth ergriffen, welche alles erzittern machte, was sich im Cirkus befand.

„Ich muß der Sache ein Ende machen," sprach jetzt Miguel; er erhob den Blick, und gewahrte grade über sich Catalina, welche bleich und unter Thränen ihre beiden Hände gegen ihn ausstreckte, so als wolle sie ihn anflehen, sich nicht allzu großer Gefahr auszusetzen. Er antwortete ihr durch einen

---

*) Die Muleta ist ein Stück Holz, ungefähr zwei und ein halb Fuß lang, an welches ein seidenes Fähnchen befestigt ist, die Farbe ist stets roth.

zuversichtlichen Blick und schritt aufs Neue auf den Stier zu, welcher wüthender, als je zuvor, selbst den Muthigsten in Schrecken setzte. Miguel spielte mit seiner Muleta vor dem Antlitz des Stiers, welcher sich auf ihn warf, wich schnell ein wenig bei Seite und während das Thier wähnte, seinen Gegner zu treffen, aber mit seinen Hörnern nur einen seidenen Lappen erfaßte, bohrte der Matador ihm den Degen in die Brust, worauf er seine Waffe mit vieler Grazie wieder zurückzog, sich gegen die königliche Loge wandte, und den blutigen Degen ehrerbietig neigte. Unterdessen hatte der bis auf den Tod verwundete Stier einige Schritte gemacht, dann war er fast zu den Füßen seines Besiegers niedergesunken. Bei dem Anblick dieses Triumphes war die Menge wie berauscht, Kränze Blumen fielen auf das Haupt des Matadors hinab; Goldstücke flogen von allen Seiten in den blutgefärbten Sand; die Frauen warfen dem Sieger Blumen, Bänder und köstliche Kleinodien zu. Miguel empfing dies alles mit den Zeichen der Dankbarkeit. Als die Maulthiere erschienen um den Leichnam des Stiers fortzuschaffen, löste er das grüne Band, welches um eines der Hörner gewunden war; dann näherte er sich der königlichen Loge, beugte das Kniee und

bat die Königin, das Band von ihm huldreich anzunehmen.

„Ich nehme es an," versetzte die Königin gnädig; und mit diesen Worten nahm sie das Band und reichte es der Herzogin von Alba hin.

„Nimm dieses, Theresia, ich vertraue es Dir an;" bei diesen Worten umzog ein etwas malicieuses Lächeln ihren Mund. Catalina hatte mit angeschauet, was Miguel that, ihr Herz preßte sich ihr in der Brust zusammen. Ohne Zweifel wußte sie, daß es Miguels Pflicht sei, dieses Band seiner Monarchin darzubieten, aber weshalb hielt er sich so lange unter dem königlichen Balkon auf? Dennoch aber empfand sie einen Unmuth, ohne daß sie wußte, wodurch er herbeigeführt worden. Wo waren die glücklichen Tage, die sie zusammen in Sevilla verlebten; wo Catalina gleichfalls als Königin herrschte — denn sie übte ihre Herrschaft aus über alles, was die Schönheit anbetete. Armes junges Mädchen! was vermag Deine blühende Wange, Dein flammendes Auge, Dein liebendes Herz, was vermögen alle Deine unbeschreibbaren Reize gegen den Glanz einer herzoglichen Krone!

Zwei Tage nach diesem Stiergefechte, von dem wir so eben Bericht abgestattet haben, stiegen zwei Frauenzimmer in weite Mäntel gehüllt und das Gesicht bedeckt, aus einem Wagen, der kein Wappen trug, und der an der Ecke der Delicias, einer allerliebsten Promenade am Ende des Prados, anhielt. Die Nacht war dunkel, und das Wetter stürmisch; der Wind pfiff durch die Zweige und wühlte den Staub um die beiden Frauenzimmer auf, die nicht daran gewohnt schienen, sich um diese Zeit im Freien zu befinden.

„Ich kann mich nicht entschließen, den Weg fortzusetzen,“ sprach die Aelteste, „ich fürchte mich.“

„Soll ich Bernardo rufen?“ fragte das andere Frauenzimmer, „ich glaube wirklich, es wäre unvorsichtig, sich ohne männlichen Schutz in jenes Haus zu begeben.“

„Ja, ja, rufe Bernardo. Ich begreife in der That nicht, wie ich auf den Gedanken fallen konnte, mich zu dieser Stunde mit Dir allein hieher zu begeben. Es ist wahr, Du hast eine Haltung, welche imponirt, Mädchen; dennoch aber glaube ich, daß Bernardo uns besser vertheid'gen würde, als Du es vermagst. — Haben wir noch weit?

„Haben wir noch weit,“ fragte die Erste wiederholt.

„Ich weiß es nicht,“ war die Antwort der Andern, „die Nacht ist so finster, daß ich den Weg kaum finden kann. — Ich glaube indeß, daß wir uns jetzt rechts und dann links halten müssen. Ich beklage, daß Bernardo nicht eine der Wagenlaternen mit sich genommen hat.“

„Das wäre wirklich ein guter Einfall gewesen, um die Aufmerksamkeit aller nächtlichen Herumtreiber Madrids auf uns zu ziehen.“

In diesem Augenblick verkündigte eine Glocke den letzten Gottesdienst für diesen Abend.

„Wir sind auf dem rechten Wege,“ rief Therese. „Ich erkenne das Kloster der Franziskaner, an dem man vorüber muß, um zu dem Hause der Juliane Lopez zu gelangen.“

Sie schritten jetzt an dem Kloster vorüber. Die Mönche befanden sich in der Kirche und sangen. Eine der beiden Frauen knieete nieder und betete; die Dienerschaft betete wie sie. —

Die beiden Frauenzimmer setzten darauf schweigend ihren Weg fort, der fromme Gesang der Mönche ließ sich noch immer vernehmen, und in der Stille der Nacht, bei dem Geheule des Windes, hatte dieser Gesang etwas Düsteres und Furchtbares, dessen Wirkung sich auf die Kleinste der beiden Frauen äußerte.

Sie hemmte neuerdings ihre Schritte.

„Ich fürchte mich," sagte sie. „Sind wir nicht an Ort und Stelle?"

„Bald, bald, lautete die Antwort. — Ich glaube schon zwischen den Bäumen rechts ein Licht zu gewahren, daß ist das Haus der Juliane Lopez; aber ich befürchte, daß das Gewitter vor unserer Ankunft ausbrechen werde.

Wirklich entschied sich jetzt das seit einiger Zeit schwankende Wetter für ein vollständiges Gewitter. Der Wind brach die Zweige der Bäume und große Regentropfen begannen zu fallen. Therese forderte ihre Gebieterin auf, ihre Schritte zu beschleunigen, diese aber dachte jetzt weder an das Gewitter, noch an die Gefahr, der sie sich aussetzte, indem sie sich um neun Uhr Abends auf freiem Felde befand, im Begriff, eine Wahrsagerin zu befragen. Es war die Herzogin von Alba, nächst der Königin die vornehmste Dame Spaniens, welche eine solche Thorheit beging. Wenn die Herzogin selbst über ihre Handlung nachdachte, so fühlte sie zwar keine Reue, aber dennoch eine tiefe Schaam; sie schritt weiter, versunken in Gedanken, die ihr eine andere Welt erschlossen. Therese redete zu ihr gewandt; sie hörte nicht. Erst als sie den kleinen Pfad betraten, der

zu dem Garten der Juliane Lopez führte, war es, als ob die Herzogin aus ihren Träumen erwachte.

„Hier sind wir endlich an Ort und Stelle," nahm Therese wieder das Wort. „Befehlen Ew. Excellenz, daß Bernardo uns auch in das Haus folge?"

„Allerdings," antwortete die Herzogin. — „Hast Du Dein Stilet bei Dir, Bernardo?"

„Ich führe etwas Besseres bei mir, als das," antwortete Bernardo, „ich habe mein katalonisches Messer zu mir gesteckt. — Mit dieser Waffe fürchte ich nicht drei Männer ohne Schießgewehr."

„Wir haben nichts Aehnliches zu befürchten," versetzte die Herzogin, — wir könnten indeß beleidigt werden, und wenn man bewaffnet ist, kann man sich besser Respekt verschaffen."

Während sie sprach, hatten sie einen kleinen Garten durchschritten, und jetzt befanden sie sich vor einem Hause von ziemlich ärmlichem Ansehn, welches unbewohnt schien. Nicht das kleinste Geräusch ließ sich vernehmen; und nichts verkündete, daß sich hier ein lebendes Wesen befinde. Bernardo rief: aber es antwortete Niemand.

„Man muß an die Thür klopfen," sprach Therese.

„Wenn wir lieber zurückkehrten," nahm die Her=

zogin das Wort, „ich fürchte mich, ich weiß selbst nicht, weshalb, in dieses Haus zu treten."

Therese lächelte, sie kannte ihre Gebieterin.

„Wenn Sie wollen, gnädige Frau, wollen wir zurückkehren," sprach sie. „Es wird in der That schon etwas spät und ich besorge, Ihre Furcht könnte Ihnen nachtheilig werden."

„Du bist eine Thörin," versetzte die Herzogin. „Ich fürchte mich nicht. Poche aufs Neue an, Bernardo. — Vielleicht schlafen sie."

Bernardo nahm einen Stein und pochte heftig an. Der Schall hallte im Hause wieder und bald darauf vernahm man einen langsamen Schritt auf der steinernen Stiege. Diese Schritte schienen die eines Frauenzimmers zu sein, und bald darauf fragte wirklich eine ziemlich weiche Stimme, was man zu so später Stunde verlange.

„Wie," fragte Bernardo, „es ist kaum neun Uhr, und wir befinden uns erst im Monat August."

„Sprecht kurz und gut, was wollt Ihr?"

„Wir wollen mit Juliane Lopez reden," antwortete Therese, „ist sie daheim?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte zögernd die Stimme, „ich will nachsehen. Wie nennt Ihr Euch?"

„Das thut nichts zur Sache, sagt ihr, es sei

die Dame, die sie an einem Tage dieser Woche, am Montag, Mittwoch oder Freitag erwartet. Es ist heute Freitag."

Die Frau zog sich zurück, aber sie kehrte bald wieder.

„Ihr könnt eintreten," sprach die Frau zu den beiden Damen; und schickte sich an, die Riegel und die Eisenbarren wegzuschieben, welche die Thür verrammelt hielten.

„Ich bitte um Verzeihung," fuhr sie fort, indem sie diejenigen betrachtete, denen sie Einlaß gestattete, „aber ich habe meine Befehle und ich muß ihnen Folge leisten."

Diese Frau bot einen seltsamen Anblick dar. Sie schien erst dreißig Jahre alt zu sein; Umstände aber, welche mit der Zeit in keiner Verbindung standen, hatten sie vor der Zeit gealtert; hatten ihr Haar gebleicht und ihren noch jungen Zügen den Stempel des Alters aufgedrückt. Ihre Tracht gehörte keiner der Provinzen Spaniens an; sie war eine Mischung von dem Castilianischen und dem Maurischen. Sie mußte früher hübsch gewesen sein: jetzt aber war sie verblüht, und schien unter einem Joche zu seufzen, das ihr Leben verzehrte. Sie hielt in der Hand eine Lampe, mit der sie denjenigen vorleuchtete, die sie jetzt ins Haus einführte. Theresia

erfaßte die Hand ihrer Gebieterin, sie fühlte, daß sie zitterte.

„Muth, gnädige Frau," sprach sie, „wir haben nichts zu fürchten. Erschrecken Sie nur vor nichts, was Sie etwa erschauen werden; aber Sie sind nicht die Frau, sich durch leblose Gegenstände einschüchtern zu lassen."

Sie folgten ihrer Führerin durch viele dunkle und feuchte Gänge, wo an den Wänden Kröten und Schlangen hingen, und Todtenschädel ihnen entgegen starrten. Endlich erreichten sie eine Art von Terrasse, von der sie in ein großes Gemach gelangten, das nur wenig erleuchtet, auf bizarre Weise möblirt war und in welchem sich eine Frau befand, die sich der Herzogin näherte, ihre Hand erfaßte und sie in ihrer armseligen Behausung willkommen hieß.

„Entferne Dich, Angela," sprach sie zu der Frau, welche ihnen vorgeleuchtet hatte, „wenn ich Deiner bedarf, werde ich Dich rufen. Haben Sie jemand von Ihren Leuten bei sich?" fragte sie alsdann zur Herzogin gewandt.

Die Letztere machte ein bejahendes Zeichen.

„Sorge für den Mann, Angela," fuhr die Frau fort; „reiche ihm zu essen und zu trinken, da-

mit er nicht sagen könne, in unserm Hause herrsche nur Elend."

Juliana Lopez war in der That eine höchst seltsame Frau, aber man gewahrte auf den ersten Blick, daß sie über andern Weibern erhaben sei. Ihr Aeußeres imponirte anfangs, dann äußerte dasselbe einen besonderen Reiz; sie mußte schön gewesen sein, das sah man noch. Ihr Lächeln schien sanft, wenn man aber ihre Augen betrachtete, sah man sogleich wie falsch es war. Ihr Blick begegnete dem dessen, zu dem sie sprach, erst dann, wenn sie solchen zuvor gemieden hatte; es schien, daß sie fortwährend das Bedürfniß fühle, ihre Gedanken verborgen zu halten und diejenigen Anderer zu erforschen. Ihr Lächeln hatte überdem einen spöttischen Ausdruck, der ihr unfehlbar durch den beständigen Anblick des menschlichen Elends eingeflößt worden war, welches bei ihr immer Schutz und Zuflucht suchte. Sie blickte lange auf die Herzogin mit dem Ausdruck des Mitleids. Wer aber ihre Gedanken hätte getreulich übersetzen können, der würde darin eine tiefe Verachtung und einen spöttischen Ernst in Betreff der vornehmen Dame erkannt haben, die sie in ihrer Behausung aufsuchte. Die Herzogin erklärte ihr nunmehr zögernd, daß sie gekommen sei, damit sie

ihr in einer wichtigen Angelegenheit ihres Lebens wahrsage.

„Wohlan,“ erwiderte Juliana mit ihrem ewigen Lächeln, welches nie von ihr wich, „haben Sie die Güte in mein Laboratorium zu treten.“

Die Herzogin neigte ihr Haupt, ohne etwas zu antworten; Juliana zündete bei einer Kerze eine Lampe von antiker Form an, öffnete eine Thür und forderte die Herzogin auf, ihr zu folgen.

Sie schritten durch einen langen Gang, dessen Fußboden mit Matten bedeckt war. Am Ende dieses Ganges befand sich eine Thür, welche Juliana öffnete, und worauf sie in das Gemach traten, das sie ihr Laboratorium nannte.

Es war ein geräumiges, rundes Zimmer, welches sich in einem der Thürmchen des Hauses befand. Eine in der Mitte hängende alabasterne Lampe verbreitete ein geheimnißvolles Licht, ohne jedoch Furcht einzuflößen; ein kreisförmiger Sopha mit atlassenen grünen Kissen, ausgelegte Tische, kostbare Vasen und eine verschleierte Statue in einer Nische; dies alles verlieh dem Gemache ein höchst angenehmes Ansehn. In Behältnissen aus indischem Holz blühten seltsame Pflanzen, welche die Luft mit ihrem Wohlgeruche füllten, zwei Glasthüren führten auf eine Terasse, die mit Stauden verziert

Die Herzogin konnte, als sie dies Gemach betrat, einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. Juliana blickte sie mit einem Ausdruck des Vorwurfs an.

„Glauben Sie denn, daß wir in allen Dingen Zauberinnen sind, gnädige Frau," fragte sie, „ist es nicht schon genug, mit Satan im Rapport zu stehen; soll auch das ganze übrige Leben diabolisch sein?"

Die Herzogin schauderte unwillkührlich zusammen. Sie blickte um sich, und die verschleierte Statue machte einen neuen Eindruck auf sie; Juliane, welche in ihrem Antlitze wie in einem Buche las, erfaßte ihre Hand und sprach:

„Schreiten wir zum Werke. Wollen Sie allein sein, oder darf Ihre Begleiterin anwesend bleiben?"

„Ja, ja," rief die Herzogin, „sie soll bleiben; ich setze in sie das größte Vertrauen, sie kennt alle meine Geheimnisse."

„Ich aber kenne sie nicht;" versetzte Juliana mit einem etwas boshaften Lächeln. — „Ich vermag allerdings die Zukunft, ja selbst die Gegenwart zu enthüllen; aber Sie müssen mir dabei zu Hülfe kommen, und mir offenbaren, was Sie zu wissen wünschen."

Die Herzogin war bestürzt und senkte das Haupt.

„Wie? Sie wollen nicht reden?" fragte Juliana zu der Herzogin gewandt. „Wie, so stark und doch

so schwach? — so verliebt und doch zugleich so kalt! — Woher diese Contraste?“ —

Die Herzogin blickte sie erstaunt an. Juliana ließ sie auf das Sopha setzen, der Nische gegenüber, in welcher sich die verschleierte Statue befand. Die Herzogin hatte ihre Mantille noch nicht abgelegt; sie war noch bis an das Kinn verhüllt und glaubte sich vor allen neugierigen Blicken gesichert; auch setzten sie Julianas Worte in Erstaunen; aber sie faßte sich schnell und antwortete nicht.

„Hören Sie mich an,“ fuhr Juliana fort, „wer zu mir kommt, muß Vertrauen zu mir haben. Was fürchten Sie? etwa eine Indiskretion meinerseits? die würde mir nachtheiliger sein als Ihnen. Mein Gewerbe will, daß ich verschwiegen sein soll, wie das Grab. Sprechen Sie daher und sprechen Sie vertrauensvoll. Ihre Hand — nein, nicht diese — die Linke.“

Die Herzogin reichte ihr ihre linke Hand hin, nachdem sie zuvor den Handschuh ausgezogen hatte. Juliana prüfte lange die innere Fläche und alle Lignamente der Hand. Sie schien alsdann die Hand betrachten zu wollen, befreit von den Ringen, mit denen sie geschmückt war; die Herzogin zog sie sämmtlich von den Fingern; Juliana nahm sie zu sich, legte sie in ein kleines, aus Porzellan geform=

tes Körbchen, welches sie als Opfer zu den Füßen der verschleierten Statue hinstellte. Die Herzogin bemerkte nicht, daß Juliana ihr mit den übrigen auch ihren Trauring genommen hatte. Nach fünf Minuten kehrte sie zu der Herzogin zurück und setzte sich neben sie: ihre Physiognomie zeigte einen seltsamen Ausdruck.

„Wohlan," sprach sie, indem sie ihre Hand erfaßte und sie drückte, „Sie wollen also nicht reden? dann muß ich für Sie das Wort nehmen; aber es ist nothwendig, daß ich Ihre Stirn und die Hauptlignamente Ihres Antlitzes prüfe. Erlauben Sie mir daher — "

Und ihre Hand schob sanft die Mantille zurück.

„Das ist eine Stirn," sprach sie lachend, „welche die Härte des Stoffes leicht verwunden könnte – gestatten Sie mir, daß ich ihn beseitige.— Trotz Ihres Schweigens gewahrte ich, daß diese Stirn geeigneter ist, eine Krone zu tragen, als sich unter den Willen Anderer zu beugen, — habe ich recht gerathen? —

Die Herzogin erröthete und erblaßte.

„Weshalb diese Unruhe? Glaubten Sie denn diese Wohnung betreten zu können, ohne daß ich Ihren Namen erführe? Entweder ich besitze Macht, oder ich besitze keine. — Besitze ich Macht, so muß

man mir vertrauen, besitze ich keine, muß man sich nicht an mich wenden."

„Wohlan," nahm die Herzogin endlich das Wort, „Ihr wißt also, weshalb ich hier bin — sagt mir, ob ich hoffen kann?" —

„Sie lieben ihn also?"

„Mit der größten Leidenschaft. — Seit diese Liebe sich meiner bemächtigt hat, lebe ich in einer ganz neuen Welt, kann ich nur lieben. — Dieser Zustand kann nicht fortdauern; ich muß wissen, ob er mich lieben wird; dies zu wissen, kam ich hieher, Juliana."

„Ja, er wird Sie lieben," antwortete Juliane, „er wird Sie lieben, weil ich es ihm gebieten werde — aber Sie müssen meinen Rath befolgen"

„Ich werde gehorsam sein, wie ein Kind," entgegnete die Herzogin. — „Aber beginne Deine Operationen, damit ich weiß, ob er mich lieben wird."

„Er liebt sie schon."

„Ha!" rief die Herzogin, die sich rasch von ihrem Sitze erhob und Julianas beide Hände erfaßte, „was sagst Du?"

Juliana holte einen kleinen Tisch von weißem Marmor herbei, auf den sie ein Glas Wasser und mehrere Päckchen Pulver von verschiedenen Farben stellte. Sie streuete die Pulver auf den Tisch, so

daß sie viereckige Figuren bildeten. Dann bat sie die Herzogin um ein wenig von ihrem Haar, worauf sie ihre Berechnung begann. Nach Verlauf einer halben Stunde gab sie zu verstehen, daß man das tiefste Schweigen beobachten solle, dann knieete sie zu den Füßen der verschleierten Statue nieder und betete. In diesem Augenblick hatte ihre Stellung etwas wahrhaft Pitoreskes. Knieend in ihrem langen weißen Gewande, dessen weite Falten durch einen feuerfarbenen Gürtel zusammen gehalten wurden, glich sie einer jener schönen Sybillen des Alterthums. Als sie ihr Gebet beendigt hatte, trat sie wieder zu der Herzogin.

„Kommen Sie, beten Sie gleichfalls,“ sprach sie; aber Sie dürfen keinen unbekannten Gott anrufen.“ Sie zog den Schleier von der Statue fort, so daß man nunmehr das Bild der Göttin der Liebe anschaute. Zu den Füßen der Statue standen blühende Rosen. Die Herzogin befand sich ganz und gar unter dem Zauber dieser außerordentlichen Frau; sie knieete nieder und betete. Unterdessen beschäftigte sich Juliana Lopez neuerdings mit ihrer Berechnung. Die Herzogin nahm darauf Platz an dem Tische; Juliana legte nunmehr die Karten, dann sprach sie:

„Sie haben eine Nebenbuhlerin! — ein junges, hübsches brünettes Frauenzimmer — Doch die ist

Ihnen nicht gefährlich — er liebt sie nicht mehr — immer, immer diese kleine Brünette, immer die Treffdame; aber auch immer die Piks. Der Tod zwischen ihm und ihr, aber die Piks fallen alle für sie — sie muß sterben." —

Die Herzogin erblaßte.

„Was Sie betrifft," fuhr Juliana fort, indem sie sich erhob, und ihren Arm mit einem ganz besonderen Ausdruck ausstreckte, „Ihr Schicksal wird glücklich sein; Sie werden Glückseligkeit spenden und empfangen. Der, den Sie lieben, wird durch Ihre Liebe erhoben werden, aber Sie müssen auf meinen Rath hören; ohne diesen wird Ihnen nichts gelingen. Verstehen Sie mich, Frau Herzogin von Alba?"

„Wie, Du kennst mich?" rief die Herzogin.

„Sie sehen, daß ich nicht blos Sie, sondern auch ihr Herz kenne. Nichts ist mir verborgen — ich weiß Alles, und ich vermag Alles. Hören Sie mich. Der morgende Tag darf nicht vergehen, ohne daß Sie Miguel geschauet haben, ohne daß er in Ihr Haus geführt wird, daß er Ihre Stimme gehört, ohne daß er erfährt, wie sehr er von Ihnen geliebt wird. Dann werden Sie ihm das reichen, was ich Ihnen geben werde, es ist ein Liebestrank, dessen Wirkung unfehlbar ist," fügte Juliana hinzu;

„wenn Miguel ihn zu sich genommen haben wird, wird der ganze Zauber seiner bisherigen Geliebten vernichtet sein, ihr Lächeln wird für ihn keinen Reiz mehr haben, ihre Thränen werden jede Macht über ihn verlieren, ihre Liebkosungen werden ihn gefühllos lassen. Sie, Sie werden seine Geliebte sein, seine einzige Liebe. Nur für Sie allein wird er kämpfen, und wie bei seinem letzten Kampfe wird er nur Ihnen seinen Kranz darbringen."

„Wie, Du sagst, daß er mich liebe?" fragte die Herzogin, indem sie ihr großes schwarzes Auge auf das ruhige Antlitz Julianas richtete; „woher weißt Du das? Du kennst ihn also?" —

„Nein, aber ich weiß, daß er Sie liebt und wird Sie noch mehr lieben, Sie werden sehen, ob meine Prophezeihung nicht in Erfüllung geht."

Die Herzogin erhob sich von ihrem Sitze und gab Theresen ein Zeichen, welche während dieser ganzen Zeit unbeweglich da gestanden hatte.

„Jetzt bleibt nur noch eine Förmlichkeit zu erfüllen," nahm Juliana das Wort; „ohne sie dürfen Sie dieses Haus nicht verlassen, denn sonst würde Alles, was ich thun werde, nutzlos bleiben."

„Was muß ich thun?"

„Sie müssen mich zu meinem Bruder begleiten, um von ihm das Liebespulver zu empfangen, so wie

das sympathetische Elixir, welches Sie mit sich nehmen müssen; er muß es Ihnen selbst übergeben. *)

„Wohlan, ich bin bereit, Dir zu folgen," sprach die Herzogin. —

Juliana nahm ihre Lampe, öffnete eine kleine Thür, die auf einen schmalen dunklen Gang führte und schritt voran, indem sie die Herzogin ersuchte, ihr zu folgen. Die Letztere gab Theresen ein Zeichen, sie zu begleiten.

„Dies Frauenzimmer darf nicht mit uns gehen," bemerkte Juliana, indem sie die Hand ausstreckte, um zu verhindern, daß Therese den Gang betrat; „sie ist in unsere Geheimnisse nicht eingeweiht," sprach sie, „sie darf nicht mit uns kommen. Was haben Sie überdem von mir zu fürchten?"

Die Herzogin zögerte einen Augenblick, dann folgte sie Juliana, indem sie Theresen gebot, auf sie zu warten.

Als sie sich allein befand, wollte Therese, deren abergläubische Furcht aufs Höchste gestiegen war, sich wieder in das Zimmer begeben, in welchem Bernardo auf seine Gebieterin wartete; ihre Einsamkeit

*) Man weiß, daß die Geschichte der Juliana Lopez und des Rodrigo, der letzte Gegenstand war, mit welchem sich die Inquisition rücksichtlich eines Autodafés beschäftigte; die Namen der vornehmsten Damen Madrids figurirten in derselben.

erschreckte sie. Als sie aber die Thür suchte, durch die sie in das Laboratorium getreten war, konnte sie dieselbe nicht finden. Dieser Umstand machte sie für sich und ihre Herrin besorgt. Sie hatte alles gethan, was in ihren Kräften stand, um die Herzogin von dem Besuche dieses Hauses abzuhalten, und es hatte der ganzen Hartnäckigkeit der Herzogin bedurft, um sie zu vermögen, sie hierher zu begleiten; aber sie war derselben ergeben, wie der Hund, der seinem Herrn folgt, ohne die Gefahr zu berechnen, der sie sich Beide aussetzen. Als eine Milchschwester der Herzogin, war Therese im Stande, ein Verbrechen zu begehen, um ihr zu dienen. Die Herzogin erkannte ihre Hingebung nach ihrer Weise, da sie sich aber stets unter dem Einflusse einer herrschenden Leidenschaft befand, konnte sie ihr nur jene vulgaire Freundlichkeit spenden, welche oft mehr verletzt als erfreut. Stets die Beute heftiger Gefühle, hatte die Herzogin bereits ihre schönsten Jahre unter lauter Herzensstürmen verlebt. Theresa, welche sie anbetete, hatte in dieser Rücksicht niemals eine Bemerkung gewagt; sie begnügte sich damit, ihr blindlings zu dienen, ohne ihr auch nur die kleinste Vorstellung zu machen. Bei dieser Gelegenheit hatte sie indeß gewagt, zu ihrer Gebieterin zu reden; diese Liebe für einen Torreador schien ihr etwas Abscheuliches.

Sie glaubte anfangs, es sei eine vorübergehende Caprice. Am Tage des Stiergefechts aber, erklärte die Herzogin ihrer Zofe, mit der stürmischesten Leidenschaft, daß sie um jeden Preis die Liebe Miguels gewinnen wolle; „ohne ihn,“ sprach sie, „kann ich nicht leben.“

Therese erforschte demnach Alles, was auf den Torreador Bezug hatte. Seit den vierzehn Tagen, während welcher Zeit die Herzogin sich ihrer wahnsinnigen Leidenschaft hingegeben, hatte Therese ihre Nachforschungen fortgesetzt; die eingezogenen Erkundigungen aber, trieben die Herzogin fast zur Verzweiflung. Jedermann sprach von der Liebe Miguels zu Catalina und von der Leidenschaft der Letzteren für den Torreador, mit dem sie dieselbe Wohnung inne hatte.

„Das Mädchen ist sehr schön,“ sprach die Herzogin, als sie am Tage des Stiergefechts nach Hause zurückkehrte. „Ich habe sie gesehen — und ach! mit welcher Liebe hängt sie an Miguel? — Sie möge sich aber hüten,“ fuhr sie fort, indem sich ihre dunklen Augenbraunen zusammenzogen. „Ich werde sie nicht aufsuchen, — sie möge sich aber hüten, daß ich sie nicht auf meinem Wege finde.“

Die Herzogin war in der That furchtbar, als sie diese letzten Worte aussprach. Therese, welche

sie kannte, indem sie sie zugleicher Zeit zärtlich liebte, las das Schicksal Catalinas in dem finsteren Blick ihrer Herrin.

Als die Herzogin Theresen geboten hatte, sich nach der Wohnung Julianas zu erkundigen, gab ihr ihre Milchschwester den größten Beweis von Anhänglichkeit, dessen sie fähig war. Seitdem der Ruf Julianas und ihres Bruders Ignazzo Rodrigo *) sich in Madrid verbreitet hatte, empfand Therese eine unbeschreibbare Furcht vor diesen beiden Menschen, welche, nach ihrer Meinung, durchaus einen Bund mit dem Satan geschlossen haben mußten, um das zu vollbringen, was man sich von ihnen erzählte. Das arme Mädchen zitterte an allen Gliedern, als sie am Morgen das einsame von Juliana bewohnte Haus erreichte. Die Inquisition und ihre Kerker traten ihr entgegen, und der Verlust ihrer Seele schien ihr die sichere Folge eines Umgangs mit den unreinen Geistern; die Schwierigkeit des Unternehmens aber war es grade, was sie bestimmte.

„Wer wird das Unternehmen beginnen, wenn ich es nicht wage," sprach die, ganz ihrer Gebieterin ergebene Therese.

---

*) Juliana und ihr Bruder fielen im Jahre 1781 als Opfer des Autodafés.

Und sie trat in das isolirte Haus, sprach mit Juliana und führte die Herzogin dort hin.

Als sie sich jetzt allein befand, wollte sie beten; sie nahm ihren Rosenkranz, aber sei es nun, daß ihre Einbildungskraft allzu sehr aufgeregt war, oder daß der in dem Zimmer herrschende Blumen- und Weihrauchduft sie betäubte, genug, das arme Mädchen konnte auch nicht ein einziges Avé über die Lippen bringen. Sie erschrak, durchsuchte das Zimmer und fand keinen Ausgang, als eine große Glasthür, welche auf die Terrasse führte. Therese schritt hinaus. Es war eine dunkle Nacht und das Wetter war drohend, der Donner rollte in der Ferne, rund um sich her vernahm Therese auch nicht das leiseste Geräusch, auch gewahrte sie nirgends einen Lichtschimmer. Diese gänzliche Abwesenheit des geselligen Lebens steigerte die Angst des armen Mädchens noch mehr; sie begann zu bemerken, daß ihre Gebieterin lange Zeit verwandte, um ein Päckchen Pulver und ein Fläschchen Elixir in Empfang zu nehmen. In diesem Augenblick gewahrte sie plötzlich unter sich ein Licht schimmern, und ein erstickter Schrei ward vernehmbar.

„Himmel!“ rief Therese, „das ist ja die Stimme meiner Herrin.“ —

Sie trat rasch in das Laboratorium zurück;

dort vernahm sie nichts mehr. Sie ging nun wieder auf die Terrasse; dort war jetzt wieder alles dunkel und stille; aber dieser Schrei — es war unverkennbar die Stimme der Herzogin! — die Zeit verstrich: Therese hörte zwei Schläge einer entfernten Glocke.

„Es schlägt zwei Uhr, und sie ist noch immer nicht zurück," sprach sie.

Bald ward ihre Angst unerträglich, und sie entschloß sich, Bernardo zu rufen; wie aber sollte sie dieses bewerkstelligen? Wie konnte sie diesem blumenreichen Kerker entrinnen? Auch die Thür, durch welche sich die beiden Frauen entfernt hatten, war nicht aufzufinden.

„O, mein Gott, mein Gott!" jammerte Therese, verzweiflungsvoll ihre Hände ringend, „wie konnte ich meine Gebieterin in diese Behausung von Dämonen führen!"

In diesem Augenblick vernahm sie ein Geräusch in dem Gange, in welchen ihre Herrin eingetreten war; ein helles Licht schimmerte durch eine, hinter einem großen Spiegel verborgene Thür und die Herzogin trat wieder in das Laboratorium. Als Therese sie erblickte, eilte sie auf sie zu, erfaßte ihre Hand und küßte dieselbe unter Thränen. Die Herzogin hob die treue Dienerin aus ihrer knieenden Stellung auf und versuchte zu lächeln; aber es war

ein erzwungenes Lächeln. Ihre Hände, welche Therese drückte, waren kalt und feucht, und die Unordnung ihres Haars und ihres Anzugs erschreckten die besorgte Milchschwester.

„Wir können jetzt fort," sprach die Herzogin. „Adieu, Juliana," fügte sie mit einem schüchternen Ausdrucke hinzu: „ich rechne fest auf die Erfüllung Deiner Versprechungen."

„Es ist eben so gut, als ob unser Meister sie Ihnen selbst gegeben hätte," versetzte Juliana, indem sie ein würdevolles Wesen annahm. „Sie können fest darauf zählen. Ich selbst werde mich von dem Resultate überzeugen."

Die Herzogin stützte sich auf Julianas Arm. Sie konnte nur mit Mühe sich von der Stelle bewegen; ihre Füße versagten ihr fast den Dienst. Sie, die Herzogin von Alba, sie fürchtete, sie zitterte! Es war mit dieser Frau also eine große Veränderung vorgegangen. Das kam daher, weil sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben unter einen andern Willen, als den ihrigen, hatte beugen müssen.

„Ha, ich werde mich rächen," sprach sie zu sich selbst, und dieser Gedanke gab ihr einige Ruhe wieder.

Sie kehrten schweigend zurück. Der Tag begann

schon zu dämmern, als sie in dem Palaste Alba wieder anlangten.

Die Herzogin berief Bernardo in ihr Gemach, bevor sie sich zur Ruhe legte und reichte ihm eine Börse, in welcher sich **400** Realen befanden.

„So belohne ich," sprach sie, „wenn man treu und verschwiegen ist; ja ich kann noch mehr thun. Wenn man mich aber verräth, so weiß ich auch zu strafen."

Und durch einen Wink der Hand gebot sie ihm, sich zu entfernen.

„Was Dich betrifft, Therese," fuhr sie zu ihrer Zofe gewandt, fort, welche ihre langen dunklen Haarflechten lösete, „ich gebe Dir nichts, damit Du mir treu bleibst."

Therese küßte die Hand der Herzogin.

„Ach, gnädigste Frau," entgegnete sie, etwas könnte mir dennoch die größte Freude verursachen."

„Und weshalb sprichst Du Dein Verlangen nicht aus?"

„Ach, wenn Sie sich den Torreador aus dem Sinn schlagen könnten," flüsterte Therese.

Die Augen der Herzogin flammten.

„Therese," entgegnete sie, indem sie das arme Mädchen heftig von sich stieß, „ich habe Dir schon gesagt, daß ich Dich auf der Stelle aus meinem

Hause entferne, so wie Du diese Aufforderung wiederholst, schweige also auf immer davon! Ich habe Dir gesagt, ich will von diesem Manne geliebt sein und bei allen Heiligen Castiliens und Aragoniens, er soll mich lieben. Gestern noch konnte ich Deinem Rathe Gehör geben, heute aber ist es unmöglich. Ich habe die Liebe Miguels um einen zu hohen Preis erkauft," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, und ihr Gesicht bekam bei diesen Worten einen wahrhaft satanischen Ausdruck. — „Das erste Mal, daß Du mir Aehnliches wieder vorbringst, Therese, sind wir auf immer getrennt."

„Wohlan, so geschehe Ihr Wille," versetzte Therese, ihre Thränen trocknend, verzeihen Sie mir."

Die Herzogin reichte ihr ihre Hand zum Kusse hin.

„Sprechen wir nicht weiter davon," sprach sie, und nunmehr legte sie sich zur Ruhe. „Ich werde Deiner in dieser Angelegenheit bedürfen. Therese," fuhr sie fort, „ich zähle auf Dich. Die Marquise von Santiago behauptete neulich, daß ihre erste Kammerfrau ihr mit ganzer Seele ergeben sei; ich meinerseits entgegnete, daß sie nicht treuer sein könne als Du, und erzählte ihr Mehreres von Dir, was Dir wahrhaft große Ehre macht. Gute

Nacht für heute; jetzt will ich schlafen, ich bedarf der Ruhe, um mich für den morgenden Tag zu stärken."

Catalina hatte im Theater des Prinzen debütirt, und dort einen eben so großen Enthusiasmus erregt, als Miguel bei dem Stiergefecht. Seitdem die hübsche Bewohnerin der la Mancha in einer Piece aufgetreten war, in der sie gesungen, gespielt und getanzt hatte, hatte sie einen solchen Eindruck hervorgebracht, daß das Publikum nur Auge und Ohr für sie hatte. Täglich bekam sie galante Anträge, mit Blumen und Geschenken begleitet, alle jungen Cavaliere von Madrid strebten darnach, von ihr begünstigt zu werden, und das junge Mädchen vermochte kaum die Verfolgungen abzuwehren, von denen sie belästigt wurde.

Sie war weit entfernt, einer derselben Gehör zu geben; ihre Seele war traurig, ihr Herz krank, und wenn sie am Abend durch ihre Rolle allgemeine Fröhlichkeit und lauten Jubel hervorgerufen hatte, dann kehrte sie niedergeschlagen und mit Thränen in den Augen in ihre Wohnung zurück.

„Ach," sprach sie eines Tages zu sich selbst, „ich

kann dies Leben nicht länger ertragen; ich muß wissen, weshalb Miguel mich nicht mehr liebt, was habe ich ihm gethan? Ich bin noch immer so hübsch wie früher, ich liebe ihn, ich bin ihm treu. — Was kann er gegen mich haben? Seit dem Tage, an welchem wir uns in die Kirche begaben, um der, von dem Legaten geleiteten Feierlichkeit beizuwohnen, ist er nicht mehr derselbe, — großer Gott, was leide ich!"

Und das arme Mädchen weinte und litt in der That furchtbar, denn sie liebte wahr und treu.

Es waren jetzt drei Tage seit dem Stiergefecht und einer seit dem Besuche vergangen, den die Herzogin in dem isolirten Hause abstattete, als Catalina sich auf diese Weise beklagte. Sie wartete auf Miguel, damit er sie ins Theater führe und er kam noch immer nicht; sie trat unabläßig ans Fenster und zog von demselben sich zurück, als die Dunkelheit ihr nicht mehr gestattete, in der Straße Alcala auch nur einen einzigen Gegenstand zu unterscheiden. Bald verkündete die Glocke von der Kirche San-Pasquale die siebente Stunde. Sie mußte ins Theater und hatte keine Zeit mehr zu verlieren.

„Ich muß allein gehen," sprach sie, „O, Miguel, Miguel!" —

Sie trat noch ein Mal ans Fenster. Mitunter

warf der Mond, wenn er hinter einer Wolke hervortrat, ein schwaches Licht auf den Pradro und die Straße Alcala, die sich in der Nähe des Palastes Alba befanden. Catalina glaubte eine elegante Gestalt zu bemerken, die sie an Miguel erinnerte. — Kein Mann in Madrid trug seinen Mantel und seinen Degen gracieuser.

„Er ist es," rief das junge Mädchen, indem sie freudig auf den Balcon hinauseilte.

Und wirklich, so wie die Gestalt näher kam, erkannte Catalina Miguel immer deutlicher. Da gewahrte sie aber plötzlich eine in einen langen Mantel gehüllte weibliche Gestalt, das Haupt derselben war mit einem dichten Schleier bedeckt; sie trat aus einer nahe gelegenen Thür und näherte sich Miguel. Er hemmte seine Schritte, das Frauenzimmer trat auf ihn zu und sprach einige Augenblicke leise zu ihm. Miguel schien zu zögern, indem er einen Blick auf das Haus richtete, wo Catalina seiner in Thränen harrte, aber sein Schwanken währte nicht lange. Er hüllte sich noch dichter in seinen Mantel und der weiblichen Gestalt folgend, die ihn angeredet hatte, verschwand er mit derselben in den dunklen Alleen des Prado.

Catalina sank vernichtet auf ihren Sessel.

„Miguel liebt mich nicht mehr," jammerte Ca-

talina; „er liebt mich nicht mehr! Ach, ich habe es mit Schmerz gefühlt, aber wenigstens wußte ich es noch nicht, jetzt weiß ich es, jetzt kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß er eine Andere liebt!“ —

Als das verschleierte Frauenzimmer sich Miguel genähert hatte, hatte er seine Schritte gehemmt.

„Wollt Ihr mir folgen?“ fragte jene.

Miguel hatte gesucht die Gestalt zu erkennen; er machte eine Bewegung, so als wolle er den Schleier derselben heben, der das Gesicht gänzlich bedeckte.

„Sie kennen mich nicht,“ versetzte das Frauenzimmer, „sprechen Sie, wollen Sie mir folgen?“

„Wohin wollen Sie mich führen?“

„Zu einer Frau, die Sie liebt und die es Ihnen selbst gestehen will.“

„Habe ich sie schon gesehen?“ fragte Miguel mit zitternder Stimme.

„Allerdings.“

„So führen Sie mich zu ihr,“ versetzte er nach einigem Zögern. —

Es war in diesem Augenblick, als Catalina Beide sich entfernen sah.

Sie schritten eine Zeitlang unter dem schönen Laubengange des Prados dahin. Plötzlich hemmte das verschleierte Frauenzimmer ihre Schritte vor

einer kleinen Thür in einer Mauer, die in einen weitläuftigen Garten zu führen schien; sie öffnete diese Thür, ließ Miguel voranschreiten und führte ihn in einen Garten, dessen dichte Bäume die Dunkelheit noch vermehrten.

„Warten Sie hier," sprach das Frauenzimmer, „ich werde Sie hier sogleich wieder abholen."

Und sie entfernte sich schnell.

Als der Torreador sich allein befand, bemächtigte sich seiner zwar nicht Furcht, aber doch ein seltsames Gefühl. Es ruhete auf diesem Abenteuer ein Geheimniß, das ihn mit einer ihm unerklärlichen Bangigkeit erfüllte. Ohne Zweifel war es zu jener Zeit in Madrid nichts Seltenes, daß eine vornehme Dame für einen Mann seines Standes eine Caprice hegte; aber auf diese Weise ward eine solche Sache in der Regel nicht verhandelt und dies geheimnißvolle Verfahren schien ihm demnach mehr dem Jahrhundert Ferdinands des Katholischen und Isabellens, als dem unsrigen anzugehören. Er hatte Nebenbuhler in seiner Profession: Romero, Castillares und Pepehillo; vielleicht hatte einer von ihnen die Absicht, sich eines gefährlichen Gegners zu entledigen. Dieser Gedanke an einen Verrath bemächtigte sich seiner, und er suchte nach, ob er auch seinen Dolch zur Hand habe.

„Wohlan," sprach er lachend zu sich selbst, als er den Griff der Waffe fühlte, „mit diesem Stahle, meinem guten Degen und meinem Muthe, fürchte ich nichts. Möge die Gefahr immerhin kommen, ich werde ihr schon die Spitze bieten." —

Er hörte und sah noch immer nichts; die Dunkelheit war vollständig. Nach einem viertelstündigen Warten wollte er in der Einöde vorwärts schreiten, und eine Zeitlang that er dieses, ohne irgend Jemandem zu begegnen oder etwas zu vernehmen. Endlich endete die Allée, in der er sich befand und er gewahrte nunmehr einen großen Rasenplatz, auf dem die kostbarsten Blumen dufteten. Der Mond begann so eben durch die Wolken zu schimmern und verbreitete ein hinreichendes Licht um diese Stelle erkennen zu können. Ein Bach schlängelte sich durch den Rasen hin und steigerte durch sein sanftes Gemurmel den Reiz der Scene noch mehr. Nirgends war eine Wohnung zu schauen; nichts erinnerte an diesem entzückenden Orte an das Leben der Menschen. Die Luft war mild und weich; kurz alles, was Miguel in diesem Augenblick umgab, war weit entfernt, bei ihm Gedanken an Mord und Verrath zu erwecken. Er dachte einen Augenblick an Catalina, an ihre Unruhe, an ihre Thränen; dieser Gedanke aber ward plötzlich durch ein Bild verscheucht, welches zwischen

sie und ihn trat. Unwillkührlich kehrte er in die Acazienallee zurück, wo das verschleierte Frauenzimmer ihn verlassen hatte, und gab sich jetzt, von aller Furcht befreit, den süßesten Träumen hin. Er wanderte langsam unter dem duftenden Gewölbe hin, als er plötzlich das Geräusch leiser Schritte vernahm, wobei zugleicher Zeit das Rauschen eines seidenen Gewandes ihm die Anwesenheit eines weiblichen Wesens verkündete; aber ein noch sichereres Zeichen verrieth ihm in der Dunkelheit die Gegenwart eines solchen. Eine kleine sammtene Hand erfaßte die seinige und drückte sie mit einer fast krampfhaften Bewegung.

„Werden Sie es mir verzeihen, daß ich Sie auf eine so geheimnißvolle Weise zu mir führen ließ?“ fragte eine Stimme. —

„Bisjetzt,“ entgegnete Miguel, „konnte ich nur hoffen! Kann ich jetzt erwarten, daß mein Gehorsam mir Ihre Gunst verschaffen werde?“

„Vielleicht,“ antwortete die Stimme; „aber Sie müssen freimüthig mit mir reden. — Wer ist jenes Frauenzimmer, das mit Ihnen dieselbe Wohnung inne hat? Wird es von Ihnen geliebt?“

Diese Frage setzte Miguel in Bestürzung, besonders wegen der Bestimmtheit, mit der sie an ihn

gerichtet wurde; er vermochte anfänglich keine Worte hervorzubringen.

„Nun," fragte die Stimme aufs Neue, „sind Sie so ungewiß rücksichtlich Ihrer Gefühle, daß Sie selbst nicht wissen, ob Sie das Frauenzimmer, welches bei Ihnen wohnt, lieben oder nicht?"

Diese Worte wurden in einem Tone der Geringschätzung ausgesprochen, welcher Miguel verletzte.

„Ich bin nicht ungewiß wegen meiner Gefühle," erwiderte er endlich nach einer kurzen Pause, „und ich würde sie vielleicht noch besser kennen, wenn ich diejenige sähe, zu der ich rede und die mir ihr Vertrauen versagt, weil sie fürchtet, sich mir zu zeigen."

„Ich werde mich Ihnen zeigen, sobald ich sicher bin, Ihrer Tänzerin aus der Mancha nicht aufgeopfert zu werden," versetzte die Unbekannte. „Hören Sie mich an, Miguel, ich liebe Sie mit der innigsten Zärtlichkeit: ich kann Ihnen das nicht besser beweisen, als wenn ich Sie zum Herrn meines Schicksals mache, denn dieses werden Sie sein, sobald Sie meinen Namen und meinen Rang kennen werden. Aber ich wiederhole Ihnen, bevor ich mich Ihnen zeige, muß ich wissen, ob Sie jenes Mädchen lieben oder —" Sie hielt inne, so als ob sie nicht wisse, ob sie fortfahren solle. „Wenn Sie eine Frau bemerkt haben," sprach sie nach einer kurzen Pause

weiter, „die Sie seit Ihrem vierzehntägigen Aufenthalt in Madrid fast nicht einen Augenblick lang verläßt, denn im Theater, im Prado, überall bin ich Ihnen gefolgt, überall habe ich nur auf Sie geschaut. — Neulich bei dem Stiergefecht konnte ich Sie sehen, fast mit Ihnen reden und mich Ihnen endlich verständlich machen. Sprechen Sie, wollen Sie mir jetzt meine Frage beantworten?"

„Ha," rief Miguel lebhaft, „so habe ich mich also nicht getäuscht. Ich bin bei Ihnen — bei derjenigen, die auch ich seit vierzehn Tagen unabläßig, selbst in meinen Träumen schaue. Nein, nein, seien Sie wegen Catalina unbesorgt — fürchten Sie niemand. — Ich schwöre Ihnen — — — — "

In dem Augenblicke aber, wo Miguels Lippen eine Treulosigkeit beschwören wollten, konnte er den Schwur nicht aussprechen; seine Zunge war wie erstarrt. Er wollte reden, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Die Fragerin war indeß zu gewandt, um nicht sogleich zu bemerken, wie sie das schwankende Gemüth Miguels lenken solle.

„Woblan, da Sie nicht mehr lieben, so folgen Sie mir. Ich will Ihnen volles Vertrauen schenken."

Sie erfaßte seinen Arm und führte ihn aus der Akazien-Allee hinaus. Sie schritten über einen duftenden Rasenplatz, wandten sich um Rosengebüsch,

und standen nunmehr vor einem Pavillon, dessen offenstehende Fenster mehrere mit asiatischem Luxus decorirte und von, in alabasternen Vasen brennenden Wachskerzen erleuchtete Gemächer erblicken ließen. Als er in eines dieser Zimmer trat, richtete Miguel seinen Blick zuerst auf seine Begleiterin, und er erkannte in derselben, wie er es erwartet hatte, die Herzogin von Alba.

In jener Epoche ihres Lebens war die Herzogin von Alba noch sehr schön; aber ihre Züge waren, wie von jeher, kalt und strenge, das Vergnügen konnte sie zwar auf Augenblicke erhellen, niemals aber wurden sie von dem Gefühle gemildert; ihre Seele war nur für heftige Leidenschaften empfänglich, und viel erzählte man sich in Madrid von ihren verliebten Abentheuern. Sie war eine Frau von hoher Gestalt, ihre Augen waren schön, und ihre Züge hatten, waren sie gleich hart, etwas Harmonisches, was für dieselben einnahm; ihr Teint war weißer, als es der der Spanierinnen in der Regel zu sein pflegt. Ihr Charakter stimmte übrigens mit ihrem Aeußeren vollkommen überein. Miguel hatte sie bis jetzt nur obenhin geschaut, ihre Schönheit war ihm aufgefallen, und das Böse, was man ihm von ihr erzählt hatte, glaubte er nicht.

Der Pavillon, in welchen die Herzogin Miguel

einführte, war in jener Epoche eines der merkwürdigsten Gebäude Madrids. Es war nach der Zeichnung eines römischen Architekten erbaut, der aus Italien alle diejenigen Künstler mitgebracht hatte, die er damals in Spanien nicht gefunden haben würde.

Kostbare Gemälde, Vergoldungen, englische und französische Mobilien, bronzene Antiken, Statuen, ein damals in Madrid noch unbekannter Luxus mit Blumen schufen diesen Ort zu einem wahrhaft kleinen Paradiese. Die Herzogin trug nur ein weißes Kleid von Mousseline, das auch nicht den kleinsten Schmuck zeigte. Diese studirte aber dem Anscheine nach natürliche Einfachheit, contrastirte zu dem Luxus und der Pracht, die rund um sie ausgebreitet waren. Dies Alles mußte auf einen jungen Mann einen mächtigen Eindruck machen, dessen Leidenschaften heftig waren, und dessen Phantasie leicht lebhaft aufflammte.

Ohne Zweifel hatte er Catalina geliebt, ja er liebte sie noch immer; aber wie schwach war die Erinnerung an das arme junge Mädchen hier an diesem Orte, wo ihn so viele Zauber umgaben. Catalina hatte als Gegenwicht nur ihre Thränen und ihre Liebe, und beide waren in diesem Augenblick weit weniger geeignet, ihn zu fesseln, als ihn noch

mehr von ihr zu entfernen. Die Herzogin war zu geschickt, um ihn nicht zu verstehen, auch trugen alle ihre Worte, alles was sie sprach und that, so durchaus das Gepräge der heißesten Liebe, daß die wenige Vernunft, die Miguel noch übrig geblieben war, völlig verschwand; und schon wenige Augenblicke, nachdem er den Pavillon betreten, hatte Miguel Catalina vergessen und den Schwur ausgesprochen sie nicht mehr zu lieben. Als die Herzogin ihn diesen Schwur aussprechen hörte, bemächtigte sich ihrer ein unerklärliches Gefühl: es war eine gehässige Erinnerung, gemischt mit einer Empfindung des größten Glücks.

„Was habe ich gethan!“ sprach sie zu sich selbst, indem sie des einsamen Hauses gedachte; ich bin geliebt, und dennoch hat er den Zaubertrank nicht genommen, den ich so theuer bezahlt habe!“ —

Diese Betrachtung war für sie so schmerzlich, daß sie tief aufseufzte, und sich das Antlitz mit beiden Händen bedeckte. Miguel blickte sie erstaunt an.

„Es ist nichts,“ sprach sie, indem sie sich zu einem Lächeln zwang, „es ist durchaus nichts. — Kommen Sie mit mir!“

Sie erfaßte seine Hand und führte ihn durch eine Reihe von Zimmern in einen kleinen, geschmack-

voll ausgeschmückten Speisesaal, in welchem nur für zwei Personen servirt worden war. —

Miguel war von allem, was ihn umgab, von dem, was er schaute und hörte, dergestalt bezaubert, daß er ganz und gar das arme Mädchen vergaß, das unter schmerzlichen Thränen seiner Rückkehr entgegenharrte.

„Ja, ja, ich habe sie geliebt,“ stammelte er zerstreut, und es war eine seltsame Geschichte, die unsrige. Ich hatte mich zum Stierkampf nach Toledo begeben. Bevor ich die Stadt betrat, hielt ich mich in einem Hause auf, in welchem sich einer meiner Freunde befand, ein reicher Mann und Besitzer einer der reichsten Pflanzungen auf Havanna.— Dort lernte ich ein junges Mädchen kennen, welches seit zwei Jahren zu der Schauspielertruppe in Toledo gehörte. Dieses junge Frauenzimmer war Catalina; sie zählte damals zwanzig Jahr. Don Antonio Fereisa war dergestalt verliebt in sie, daß er sie heirathen und mit sich nach Havanna führen wollte; aber die kleine Eigensinnige wollte weder das Eine noch das Andere. Sie liebte ihn nicht, und gestand dieses offenherzig. Don Antonio, welcher meiner Beredsamkeit vertrauete, bat mich, bei ihr das Wort zu reden, ich that es; aber schon nach wenigen Tagen bemerkte ich, daß es eine gefährliche Rolle

für mich war. Ich fühlte mich ungemein zu dem jungen Mädchen hingezogen, welches mit der größten Bestimmtheit erklärte, daß es den Don Antonio nicht liebe, und ihn also auch nicht heirathen und sich um keinen Preis verkaufen wolle. „Ich will ihn nicht heirathen, will nicht nach Havanna reisen, ich will in Spanien bleiben," rief sie.

„So lieben Sie schon?"

„Ja."

„Und wen, wen lieben Sie?"

„Sie," antwortete Catalina.

„Sie sprach dieses Wort mit so viel Anmuth und Natürlichkeit aus, daß ich ihr feurig meine Liebe eingestand. Ich sagte ihr, daß ich sie gleichfalls liebte, und von diesem Augenblick an haben wir uns nicht verlassen; da sah ich Sie, und der Augenblick, indem ich Sie erschauete, war die Stunde des Unglücks für das arme Mädchen, denn wahrlich sie wird sich sehr unglücklich fühlen, argwohnt sie je, daß ich ihr treulos geworden bin!" —

Die Herzogin litt in diesem Augenblick große Qualen. Es war ihr klar, daß Miguel geliebt hatte, wie er sie niemals lieben würde.

„Und nicht wahr, diese Liebe machte sie gleich anfangs glücklich?" fragte sie mit einem forschenden

Blick auf Miguel, welcher zerstreut mit dem vor ihm liegenden goldenen Löffel spielte. —

„Nein," entgegnete er freimüthig; „nicht so gleich. — Catalina liebte mich, aber sie hatte ein Gelübde gethan!"

Die Herzogin lachte laut auf. Miguel blickte sie so kalt und ruhig an, daß sie augenblicklich wieder ernsthaft wurde.

Zu gleicher Zeit aber benutzte die Herzogin die Zerstreuung, in welcher die Erzählung seiner Bekanntschaft mit Catalina, Miguel versenkt hatte, um einen goldnen Becher mit Malaga zu füllen, den sie alsdann dem Torreador reichte, während sie sich zu gleicher Zeit einschenkte.

„Auf das Vergessen der Vergangenheit," sprach sie, indem sie ihm den Wein gab, der den von Juliana erhaltenen Zaubertrank enthielt, „und auf das Glück der Gegenwart und der Zukunft!"

Miguel lächelte, indem er den Becher nahm, und den Inhalt desselben hinunter schlürfte.

„Jetzt ist er mein!" sprach die Herzogin.

Nachdem Catalina Miguel mit dem verschleierten Frauenzimmer verschwinden sah, vergoß sie schmerzliche Thränen.

Unterdessen rückte die Stunde heran, in welcher sie sich ins Theater begeben mußte, es schlug acht Uhr. Sie kleidete sich an, ohne sich selbst des Spiegels dabei zu bedienen, dann begab sie sich in das Theáter des Prinzen, tief bekümmert und mit einem Schmerze belastet, den sie indessen niederkämpfen mußte, als der Vorhang sich erhob. — Das arme Mädchen! so jung, so gut und so schön, und dennoch verrathen von dem Manne ihrer ersten Liebe! Du armes Kind! alle Leidenschaften, die Du auf der Bühne darstelltest, glichen nicht den Qualen, die Du selbst empfandest, und Dein Schicksal war wahrlich weit tragischer, als dasjenige, welches der Phantasie der Menschen entsprungen war.

Es war dies das erste Mal, daß Miguel Catalina nicht ins Theater begleitet hatte. Durch diesen Umstand ward sie für alle diejenigen zugänglicher, welche längst gewünscht hatten, sich ihr nähern zu können. Auch ward sie sofort von einer Menge umdrängt, die es ihr noch fühlbarer machten, daß sie sich selbst überlassen war! — Was konnte sie demjenigen antworten, der ihr seinen Arm bot und fragte:

„Wie, Sie sind heute allein?"

Sie schützte ein Unwohlsein, eine Krankheit vor, von der Miguel plötzlich befallen sei, und

kehrte, jede Begleitung zurückweisend, allein in ihre Wohnung zurück, mit einem Schmerze belastet, der mit jedem Augenblicke zunahm, und dennoch sollte derselbe noch mehr gesteigert werden; Miguel war noch nicht zurückgekehrt!

Sie beschloß ihn zu erwarten. Seit vierzehn Tagen hatte sie sorgfältig vermieden, ihm merken zu lassen, was sie litt; aber die Dinge waren auf einen Punkt gelangt, daß es nicht länger so bleiben konnte. Catalina liebte, sie war ganz und gar Hingebung und sie besaß ein edles Herz; aber der Gedanke, sich auf diese Weise vernachlässigt zu sehen, verletzte ihre weibliche Würde.

In ihrem Zimmer angelangt, sank Catalina auf einen Stuhl, sie hatte selbst nicht Kraft genug, sich zu entkleiden. Sie hatte in einem Stücke gespielt, in welchem sie ein Trauergewand tragen mußte, ihr langes schwarzes Haar war auf ihrem Haupte durch eine Schleife zusammengehalten, ihr ganzer Anzug bestand aus einem langen schwarzem Kleide, und ihr schwarzer Schleier rollte ihr bis auf die Füße hinab. Auf diese Weise gekleidet, war sie zugleich schön und schrecklich anzuschauen, welcher Eindruck durch ihre Leichenblässe und durch das Zittern an allen Gliedern noch mehr gesteigert wurde.

Die Glocke von der Kirche San Pasquale ver-

kündete die erste Stunde nach Mitternacht, nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen; Catalina erhob sich und trat in Miguels Gemach; sie meinte, er sei vielleicht unbemerkt heimgekehrt. Sie trat zitternd ein, geängstigt, daß sie ihn nicht finden würde, und zugleich bebend vor dem Sturme, der sich, wenn sie ihn fände, zwischen ihnen erheben mußte, denn sie war fest entschlossen, Rechenschaft von ihm zu fordern; für die zahllosen Thränen, die sie während mehrerer Tage und Nächte um seinetwillen vergossen hatte. In Miguels Zimmer war alles öde und leer, und man sah deutlich, daß er seit dem Morgen nicht zurückgekehrt war. Catalina setzte sich auf ein Sopha, denn sie litt so unendlich, daß sie glaubte, in demselben Zimmer sterben zu müssen, in welchem sie noch vor Kurzem so glücklich gewesen war. Als sie in Madrid anlangten, war Miguel erkrankt. Catalina hatte ihr Debüt verschoben, um ihn zu pflegen. Catalina wollte nur in Gegenwart dessen, den sie liebte, Beifall ernten. Beständig um ihn, spendete sie ihm die aufmerksamste Sorge, Miguel erkenntlich für so viele Liebe, sprach, indem er ihr die Hand drückte:

„Catalina, Du bist ein Engel an Güte!" —

Es war damals, als Miguel den Entschluß

faßte, Catalina vor dem Altare seine Hand zu reichen.

Catalina gedachte des Augenblicks, in welchem er ihr diesen seinen Vorsatz offenbart hatte, und diese Erinnerung steigerte ihren Schmerz noch mehr.

Die Stunden vergingen, Miguel aber kehrte noch immer nicht zurück. Catalina erhob sich von ihrem Sopha und blickte hinab in die Straße Alcala, dort aber war nichts zu hören noch zu schauen. Das Schweigen der Nacht ward nur durch das Geplätscher der Fontaine unterbrochen. Einen Augenblick glaubte Catalina einen Schritt zu hören, dessen Schall sie nicht verkennen konnte: sie eilte auf den Balkon. Sie sah einen in einen Mantel gehüllten Mann, welcher längs dem Pallaste Alba daher kam, es war die Haltung Miguels. Einen Augenblick glaubte Catalina, er sei es wirklich; der Mann aber setzte trällernd seinen Weg fort, und Catalina befand sich wieder in schweigsamer Einsamkeit.

Endlich gegen Morgen ward das ferne dumpfe Gerassel eines Wagens vernehmbar. Catalina eilte auf den Balcon: das Geräusch hatte aufgehört; sie blickte hinab und gewahrte nichts. Obgleich die Nacht nicht mehr ganz dunkel war, dämmerte es noch nicht genug, um die Gegenstände unterscheiden

zu können, und die verlöschende Lampe der Madonna vor dem Hause spendete nur noch ein schwaches Licht. Catalina trat in's Zimmer zurück, schaudernd vor der kalten Morgenluft und ihrer fast unerträglichen Seelenqual.

„Ewiger Gott!" jammerte sie, indem sie schmerzerfüllt in einen Sessel sank, „habe Mitleid mit mir!"

Sie faltete die Hände und betete. In diesem Augenblick ward die Stille in der Straße auf's Neue unterbrochen, und zwar wieder durch das dumpfe Gerassel eines Wagens; diesmal aber entfernte sich das Geräusch, und Catalina sank auf ihren Stuhl zurück, ohne Kraft zu besitzen, wieder ans Fenster zu gehen. Ein entsetzlicher Gedanke vermehrte jetzt ihr Leiden, Miguel hatte einen Ruf erlangt, der ihm viele Neider zuzog, Neider und mächtige Nebenbuhler; „konnte er nicht unter dem Dolche eines Meuchelmörders gefallen sein?" Dieser Gedanke wurde mit jedem Augenblick für sie beängstigender und furchtbarer. Diese Angst verdrängte die Eifersucht in ihrem Herzen, und schuf dem armen Mädchen eine weit größere Qual, als sie seit vierzehn Tagen erduldet hatte. Sie betete mit einer Innigkeit wie noch nie zuvor. Sie betete für das Leben ihres Geliebten mit dem Feuer und der ganzen Hingebung einer Spanierin. In diesem Augen-

blick erstieg eine Erinnerung in ihrer Seele, sie gedachte, daß sie, als sie sich noch in Sevilla befanden, gleichfalls für Miguels Leben gefürchtet habe, denn derselbe ward dort von dem Hasse verborgener Feinde verfolgt. Catalina bebte, wenn die Nacht hereinbrach, und Miguel noch außer dem Hause war. Oft verließ er erst spät in der Nacht ihre Wohnung, er logirte in derselben Straße, nur einige Häuser von dem ihrigen entfernt. Die Straße war entlegen und leicht konnte ihm dort eine Gefahr entgegentreten. So wie Miguel sie verließ, hüllte sich Catalina in einen weiten dunkeln Mantel, bedeckte ihr Haupt mit einem Schleier, bewaffnete sich mit dem Dolche und folgte Miguel, ohne daß er es wußte. Zwischen ihren beiderseitigen Wohnungen befand sich ein Haus, mit einer Vertiefung, die für einen Hinterhalt höchst günstig war, und wenn sie in die Nähe desselben gelangten, verdoppelte Catalina ihre Schritte, um ihren Blick in die gefahrvolle Vertiefung hineinzusenken, während Miguel seinen Weg sorglos fortsetzte. Miguel hatte dies niemals erfahren; „ich will es ihm erst sagen, wenn er mich nicht mehr liebt,“ sprach Catalina damals zu sich selbst, selbst dann, wenn sie zitternd in ihre Wohnung zurückkehrte.

Einige Wochen darauf unternahm Miguel eine Reise; Catalina reichte ihm ihren Dolch.

„Nimm diese Waffe," sprach sie, „sie möge ein Leben beschützen, welches das meinige geworden ist."

Miguel nahm lächelnd das Stilet.

„Wozu konntest Du eine solche Waffe gebrauchen?" fragte er; „Deine Hand würde doch nicht den Muth haben, zuzustoßen."

Catalinas Augen flammten.

„Um Deinen Feind zu tödten, würde ich den Muth einer Löwin besitzen." —

Miguel nahm den Stahl mit sich.

Catalina richtete jetzt den Blick auf die Stelle, wo er denselben aufzuhängen pflegte, und da sie die Waffe nicht gewahrte, athmete sie leichter: er besaß also wenigstens ein Vertheidigungsmittel.

Sie war so ganz und gar in ihre Träumereien versenkt, daß sie nicht den Schall wohlbekannter Schritte vernahm, der sich in dem anstoßenden Gemache hören ließ. Die Thür ward geöffnet und Miguel trat leise ins Zimmer.

„Ha!" rief Catalina, indem sie auf ihn zueilte.

Sie schloß ihn in ihre Arme und preßte mit krampfhafter Gewalt ihn an sich. Sie weinte und lachte zu gleicher Zeit; sie betrachtete Miguel und drückte ihn immer wieder und wieder an ihre Brust;

sie fand kein bittres Wort für denjenigen, dessen Ausbleiben ihr so viele Thränen gekostet hatte. Miguel war von diesem Empfange gerührt, der ihm mehr Liebe offenbarte, als ihm irgend ein andres Herz zeigen konnte. Die wahren und tiefen Leidenschaften besitzen eine Stimme, welche die Leidenschaften der Sinne nicht zu entlehnen vermögen. Miguel war dergestalt bewegt, daß er fast Reue fühlte; er erfaßte Catalinas Hand, küßte sie mit Zärtlichkeit und wärmte sie an seine Lippen, den die Hand war eiskalt; Catalina, überglücklich, vergaß ihren Schmerz, ihre Thränen und jene furchtbare Eifersucht, die ihr Herz verzehrte.

„Wie habe ich mich um Dich geänstigt," sprach sie, indem sie dem Torreador die braunen Locken von der Stirn strich und einen Kuß auf dieselbe drückte.

Wäre sie weniger vertrauensvoll gewesen, sie würde bedacht haben, daß es für sie Beide besser sei, wenn sie sich zurückgezogen hätten, ohne eine Erklärung zu provociren, welche eine heftige Scene herbeiführen mußte, da Miguel Unrecht hatte. Und eine solche fand auch wirklich statt. Kaum hatte Catalina das Wort „geänstigt" ausgesprochen, als Miguel sich aufrichtete, sich einige Schritte von ihr zurückzog und übellaunig entgegnete:

„Catalina, ich will durchaus nicht länger wie

ein Kind bewacht sein, dessen kleinste Handlung belauscht wird. Das misfällt mir — und ich will es nicht mehr dulden."

Bei diesen Worten trockneten plötzlich die Thränen auf Catalinas brennender Wange, ihr Herz hörte auf zu pochen, sie ward bleich und einen Augenblick lang schloß sie die Augen, sie glaubte zu sterben. Endlich wagte sie es, ihren Blick wieder auf Miguel zu richten; er stand da an sein Bett gelehnt, die Arme kreuzweis übereinander geschlagen, das Auge von Catalina abgewandt; aber aus seinen Zügen sprachen Verdruß und Unmuth, welche eine gänzliche Vergessenheit ihrer früheren Liebe, ihres vormaligen Glücks verkündeten. Catalinas Angst stieg bei diesem Anblick es war ihr, als riefe ihr zum ersten Mal eine Stimme zu, daß sie nicht mehr geliebt sei. Sie stürzte auf Miguel zu, erfaßte seine Hand, und fragte in einem kräftigen Tone:

„Miguel, liebst Du mich nicht mehr?"

Miguel antwortete nicht, machte aber eine Geberde der Ungeduld.

„Miguel," wiederholte Catalina, „ich frage Dich, ob Du mich nicht mehr liebst?"

„Welche Frage!" erwiderte er endlich verlegen;

denn er blickte jetzt auf Catalina und ihre Leichenblässe erschreckte ihn.

„Das ist keine Antwort,“ fuhr Catalina fort, „sprich gerade heraus, liebst Du mich noch?“ und ungeduldig stampfte sie mit ihrem kleinen Fuße den Boden.

„Nun ja, allerdings, ich liebe Dich. Aber sieh, Catalina, zum Wohl für uns Beide, so ist es besser, wenn wir uns trennen.“

Ein furchtbarer Schrei entflog der Brust Catalinens: sie preßte ihre Hände krampfhaft zusammen, und stöhnte so als ob sie im Begriff sei, ihren letzten Athemzug auszuhauchen. Miguel empfand Mitleid mit ihr. Er nahm sie in seine Arme nnd wollte ihre Stirn küssen; sie aber fand Kraft genug, ihn zurückzustoßen. Dann brach sie in Thränen aus, und war gerettet.

Wenn der Zustand einige Secunden länger gedauert hätte, würde die Unglückliche jenen schrecklichen Tod gestorben sein, den ein schaudervoller Schmerz allein herbeizuführen vermag; ihr Herz würde gebrochen sein unter der Hand dessen, den sie liebte, und sie würde entseelt zu seinen Füßen niedergesunken sein bei seinen entsetzlichen Worten: „wir müssen uns trennen!“

„Und Du, Miguel, Du bist es, der diese grau=

envolle Rede gegen mich führt?" fragte sie in einem furchtbaren Tone. — „Was habe ich Dir gethan?"

„Nichts, nichts! Aber Du bist stets übler Laune; seit einiger Zeit machst Du mich unglücklich; ich kann weder das Haus verlassen, noch heimkehren, ohne daß Du meine Handlungen argwöhnisch belauschest; dann wirst Du ungerecht, wie alle eifersüchtigen Personen Kurz, ich wiederhole es Dir, Du machst mich unglücklich und deshalb wäre es für uns Beide besser, wenn wir uns trennten."

Catalina blickte ihn eine Zeitlang an, ohne zu antworten; ihre großen dunkeln Augen schienen in seiner Seele lesen zu wollen, sie suchte nach einer Wahrheit, die sie aber dennoch erforschen wollte. Miguel vermochte den schrecklichen Ausdruck dieses anklagenden Blicks nicht zu ertragen; sein Auge senkte sich vor dem Catalinas.

„Ich hätte nicht geglaubt, Miguel, daß Du, wenn Du mir auch ungetreu geworden, Dich so gänzlich verändern konntest. Wie, Du erniedrigst Dich zur Lüge — Du wagst es, mich anzuklagen, mich, die seit zwei Jahren nur lebt, um Dich zu lieben, mich, die dieser Liebe, Glück, Ruhm, kurz Alles geopfert hat, was einem Weibe theuer ist. — Ich habe Dir mein Leben geweiht, und Du sprichst von Unrecht! Ich habe Dir mein Glück geopfert

und Du verlangst Rechenschaft über das Deine! — Du willst ein armes Geschöpf, das seit vierzehn Tagen nur von den Thränen lebt, die Du ihm entpreßt, überreden, daß es strafbar ist und daß Du schuldlos bist? — Du sündigst auf diese Weise gegen Alles, was dem Menschen heilig ist. Du entweihst durch Deine Lüge diejenige, die Du geliebt hast; Du kränkst das Herz derjenigen, die kein anderes Verbrechen beging, als daß sie sich mit einer gänzlichen Vergessenheit ihrer selbst Dir hingegeben; kurz, nach Deinen Aeußerungen bin ich schuldig, ich, vor deren Blick sich der Deine senkt, weil Du Dich Deiner Schändlichkeit schämst. Und Dein Mund wagt es, eine solche Lüge auszusprechen?"

„Nachdem sie diese Worte gesprochen, sank das unglückliche Mädchen ganz erschöpft und bewußtlos in einen Sessel.

„Catalina," sprach Miguel, indem er ihre Hand erfaßte, die sie aber augenblicklich wieder zurückzog, so als ob sie ein glühendes Eisen berührt hätte, „Catalina, höre mich an," fuhr Miguel fort, „klage mich nicht an, denn ich bin unglücklich."

Bei diesen Worten hörten Catalinas Thränen auf zu fließen. Sie stand auf, näherte sich ihrem Geliebten, erfaßte die Hand, die sie vorhin von sich gestoßen hatte, richtete auf Miguel einen sanften

Blick, wie das Weib ihn nur auf denjenigen zu richten vermag, den sie liebt.

„Du bist unglücklich, Miguel?“ fragte sie, „und weshalb hast Du mir das nicht früher gesagt? — Du bist unglücklich sagst Du, und Du möchtest Dich von mir trennen? — Welche Ursache hast Du dazu? — Hast Du Dein Vermögen verloren? — Du weißt, das meinige steht zu Deinen Diensten, Du weißt, daß ich mit Freuden mit Dir theile. — Antworte mir also,“ fuhr sie, mit dem Fuße stampfend, fort, „sage mir, welches Unglück hat Dich betroffen?“

„Ich kann es Dir nicht offenbaren; dies Unglück aber trifft auch Dich, ich sage Dir, wir müssen uns trennen.“ —

„Wiederhole diese Worte nicht, oder ich sinke todt zu Deinen Füßen nieder. Uns trennen! Haben wir Beide denn nicht nur ein Leben, einen Athem, ein Herz! — Uns trennen, Miguel, Miguel! auch Du, Du mein Freund, kannst nicht ohne mich leben. — Uns trennen! O, nein, niemals — niemals!“ —

Und das verführerische Geschöpf lehnte ihr Haupt gegen seine Wange und benetzte sie mit ihren Thränen. Miguel ward von der Aufrichtigkeit ihres Gefühls überwältigt; er preßte Catalina an sich und

richtete auf sie einen sanften Blick, der ihr Glück und Vertrauen wieder gab.

„Wohlan, sprechen wir nicht mehr von Trennung," nahm er wieder das Wort. „Ich glaubte, Dein eignes Glück erforderte sie; aber ich sehe, wir können einen solchen Entschluß nicht in Ausführung bringen; denn auch ich vermag mich nicht von Dir zu trennen. Weine also nicht mehr; Deine Thränen schmerzen mich. — Sieh mich an, und sprich daß Du mir verzeihest."

Catalina richtete ihre großen thränenschweren Augen auf ihn. Sie wollte lächeln, allein der Sturm war zu stark gewesen; sie sank schwach und zitternd an die Brust Miguels und neuerdings brach sie in Zähren aus.

Miguel hatte sich anfangs gemäßigt, ja er hatte selbst gesucht, Catalina zu beruhigen, durch einige Liebkosungen, deren Kälte das Herz des armen Mädchens fast erstarren machte; bei dem letzten Ausbruch ihrer Thränen aber, vermochte er sich nicht länger zu halten, er stieß sie heftig von sich.

„Du willst es also nicht anders, Catalina, wohlan, so müssen wir uns trennen," rief er. Glaubst Du denn, ich könne täglich solche Scenen ertragen, deren Ungerechtigkeit mich empört und von Dir entfernt? Ich will wenigstens, daß die Freundschaft

zwischen uns fortbestehe, wenn die Liebe auch erloschen ist; auf diese Weise, wie Du Dich beträgst, rufst Du den Haß hervor, hörst Du? den Haß!"

„Miguel," jammerte Catalina, „Miguel, habe Barmherzigkeit mit mir, um Gotteswillen! — Was habe ich gethan, daß Du mich auf diese Weise behandelst? großer Gott! Noch niemals hast Du mir diese Härte gezeigt! — Miguel, mein theurer Miguel!"

Und das arme Mädchen sank nieder auf ihre Kniee, und erfaßte Miguels Hand, welche sie mit ihren Thränen benetzte; einen Augenblick lang fühlte er sich von diesem wahren, herzzerreißenden Schmerze gerührt.

Bald aber drängte sich ein anderer Gedanke zwischen ihn und das junge Mädchen zu seinen Füßen, und ihr Kummer ward ihm unerträglich.

„Schon wieder Thränen!" rief er, indem er seine Hand heftig der Catalinas entriß; „höre mich an Catalina, es bedarf zwischen uns einer vollständigen Erklärung. — Ich bin Dir Offenheit schuldig, die wir für einander hegten. — Du sollst erfahren — — —"

„Ich will nichts wissen," unterbrach ihn Catalina, „Nichts! — Schweige, schweige, um des Ewigen willen! — Was willst Du mir sagen? daß

Du mich nicht mehr liebst? Das weiß ich schon, daß weiß ich nur zu gut! — — daß Du eine Andre liebst? — wenn es das ist, was Du mir offenbaren willst, so laß es in Deinem Herzen verborgen bleiben, bewahre es in den geheimsten Falten desselben. — — Denn siehst Du, Miguel, diejenige, die Du mir vorziehst, muß sterben — ich werde sie tödten! — ich muß ihr Blut vergießen, ich will es vergießen — wenn Du sie wirklich liebst," hier brach Catalina in ein wildes Gelächter aus, welches ihren schönen Zügen einen wahrhaft furchtbaren Ausdruck verlieh — „wenn Du sie liebst, wie Du mich geliebt hast — dann verbirg sie, denn ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau, sie wird unter meinem Dolche fallen. —"

Die Kraft aber, von der das arme Mädchen sprach, fehlte ihr in demselben Augenblicke, sie sank neuerdings auf ihre Kniee, und erblaßte so sehr, daß Miguel sich von Schrecken erfaßt fühlte, — er nahm sie in seine Arme, um sie vom Erdboden aufzuheben.

Kaum aber fühlte sie die Berührung seiner Hand, als sie sich rasch aufrichtete, und von ihm zurücktrat.

„Berühre mich nicht," rief sie mit großer Heftigkeit, „weg, weg von mir auf immer. — Wir

scheiden; Miguel, ich lasse Dir den Fluch eines gebrochenen Herzens zurück.“ —

Sie eilte auf die Thür zu und wollte das Zimmer verlassen; aber die Kraft fehlte ihr neuerdings, in dem Augenblicke, als sie den Klopfer erfassen wollte, sank sie zu Boden.

Miguel hob sie auf, sie lag in einer vollständigen Ohnmacht. — Miguel empfand in diesem Augenblick einen Schmerz, der Catalina für alles rächte, was sie gelitten hatte. — War sie todt? hatte er sie getödtet; er preßte sie an seine Brust — er küßte ihre kalten blauen Lippen — er legte seine Hand auf ihr Herz — aber er fühlte dasselbe nicht schlagen — er glaubte in seinen Armen nur einen Leichnam zu halten. — Ja, ja, Du liebtest mich zärtlich, stammelte Miguel, indem seine Thränen auf die blasse Stirn Catalinas hinabrollten.

Catalina machte eine Bewegung — Miguel preßte sie noch inniger an sich, und rief sie sanft bei ihrem Namen. Sie war sich noch immer nicht deutlich bewußt, was mit ihr vorging. — Weit entfernt, Miguel zurückzustoßen, lallte auch sie seinen Namen. — Ihr bleiches Antlitz zeigte eine Mischung von Schmerz und Liebe, welches demselben einen erhabenen Ausdruck gab. Nie war es Miguel so klar geworden, wie sehr er von dem Weibe geliebt sei,

das sich unter seinem Hauche wieder belebte. — „Und ich liebe Dich auch,“ murmelte er leise, indem er die eisige Stirn und die geschlossenen Augen Catalinas küßte, „ja ich liebe Dich! — und ich liebe Dich mehr als Alles, was unsre Liebe einen Augenblick lang trüben konnte! — Catalina! hörst Du mich nicht? —“

Jetzt schlug sie die Augen wieder auf; damit kehrte aber ihr ganzer Schmerz zurück, denn sie war wieder zum Leben erwacht. — Ihre erste Bewegung war, Miguel zurückzustoßen und von ihm zurückzuweichen, aber sie war wie vernichtet und außer Stande, sich aufzurichten, er hielt sie noch immer in seinen Armen und zog sie wieder zu sich hin.

„Entferne Dich nicht von mir, Catalina,“ sprach er. „Was willst Du? — mich verlassen! — Du vermagst es nicht! — denn Du liebst mich! und weshalb wolltest Du mich verlassen, ich liebe Dich ja gleichfalls! Blicke mich an, mein theures Mädchen — sage — verkündigen meine Augen, daß ich Dich nicht mehr liebe?“ — —

Und er richtete auf sie einen jener Blicke, die bis in das Innerste des Herzens dringen.

„Ach,“ stammelte sie mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme, „warum sagtest Du denn —

O mein Gott! welch ein Traum! — Ich glaubte sterben zu müssen! aber es war keine Wirklichkeit, nicht wahr? mein geliebter Miguel! — Nicht wahr, Du liebst mich noch immer?"

Miguel konnte ihr nicht antworten, denn er weinte; aber er lächelte sanft auf sie hinab.

Und Catalina drückte ihn an ihr Herz, legte ihr Haupt an die Brust Miguels, welcher in diesem Augenblicke eben so warm für sie fühlte, als an dem ersten Tage ihrer Liebe.

„Niemand, als ich, hat das Recht, Dich zu lieben," rief sie nach einer langen Pause, indem sie ihre Augen auf die Miguels richtete; Niemand, als ich, vermag Dich glücklich zu machen. Wir sind zu innig mit einander verbunden, Miguel, als daß uns hienieden etwas Anderes trennen könnte, als der Tod. — Trennung von Dir, welch ein schrecklicher Gedanke! wiederhole dies Wort nie mehr, Miguel, hörst Du?" —

„Niemals, niemals," betheuerte Miguel. „Aber beruhige Dich, Catalina, beschwöre nicht wieder solchen Sturm herauf! — Sei nicht mehr eifersüchtig. — Die Eifersucht ist ein furchtbares Gift, — versprich mir, Catalina, mir zu vertrauen.

Das arme Mädchen hob die dunklen Augen zu Miguel empor und sagte:

„Ja, ja, ich will Dir vertrauen! —

In einem, auf bizarre Weise möblirten Zimmer, in welchem sich eine Menge von Gegenständen befand, deren unbekannte Formen zu allerhand Betrachtungen Veranlaßung gaben, saß ein Mann vor einem Marmortische, auf dem ein schwarz eingebundenes Buch mit silbernen Spangen lag. Der Tisch bestand aus einer großen Tafel von rothem Marmor, auf welchem man mehrere Hyroglyphen erblickte. Der Inhalt des Buches, in welchem der einzige Bewohner dieses Gemaches las, schien in chaldäischer Sprache abgefaßt zu sein. Auf den Borten, welche längs den Wänden hinliefen, standen Retorten und Büchsen, so wie viele physikalische Instrumente. In einem andern Theile des Zimmers sah man allerhand Gewürm in Spiritus aufbewahrt, in einem Winkel standen zwei riesige Skelette, deren Glieder aus einem andern Welttheile zu stammen schienen, als dem unsrigen. Von der Decke hingen getrocknete Schlangen, Krokodille und andere Thiere herab. Seltne und kostbare Mobilien standen zerstreut zwischen den Ungeheuern und wissenschaftlichen Instrumenten umher. In der Mitte des Zimmers stand

ein ziemlich großer Apparat, der mit einem schwarz seidenen Tuche gänzlich bedeckt war. Dieser dunkle geheimnißvolle Gegenstand verlieh diesem Zimmer, das einem vergangenen Jahrhundert anzugehören schien, ein noch wunderbareres Ansehn.

Der Bewohner dieses Gemaches war ein Mann von 40 Jahren, dessen Gestalt früher sehr schön gewesen sein mußte. Er hatte noch jetzt regelmäßige Züge, die man hätte hübsch nennen können, hätten sie nicht einen gewissen finsteren, furchtbaren Ausdruck gehabt.

Er war von hoher Gestalt aber etwas gebückt, welches man als eine Ursache seines unablässigen Arbeitens betrachten konnte. In diesem Augenblick schien er mit einer schwierigen Nachforschung beschäftigt, und zuweilen entglitt seinen zusammengepreßten Lippen etwas, das wie eine Verwünschung klang. Dann schweiften seine großen schwarzen Augen im Zimmer umher, gleichsam als suche er das, was in dem Buche aufgezeichnet war; sein Suchen aber schien fruchtlos zu bleiben. Endlich verlor er die Geduld und schlug mit der geballten Faust auf die hyroglyphische Tafel.

In dem Augenblick öffnete sich eine in der Wand des Gemachs verborgene Thür, und der

Kopf eines noch schönen Frauenzimmers ward sichtbar.

„Kann ich eintreten, Rodrigo?“ fragte sie mit leiser Stimme. —

Der Mann machte schweigend ein bejahendes Zeichen. Das Frauenzimmer trat näher und flüsterte:

„Die Herzogin ist angelangt, sie verlangt durchaus Dich zu sprechen. Sie scheint mir noch aufgeregter als früher; sie hat mir erklärt, daß sie sich nicht hinwegbegeben werde, ohne Dich gesehen zu haben.“

„Möge der Teufel sie holen!“ antwortete der Mann. „Was verlangt sie noch von mir? Ich will doch wahrlich nicht glauben — er blickte das Frauenzimmer an, und Beide brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Führe sie nur hieher, wenn es nicht anders sein kann,“ fuhr Rodrigo nach einer Weile fort, „zahlt sie doch noch besser, als die Königin selbst. Sie hat mir zehn Dukaten in Gold und diesen kostbaren Ring gegeben, der mehr als vierzig Dukaten werth ist. Führe sie nur hieher! — Doch höre zuvor Juliana, glaubst Du auch nicht, daß sie eine Aehnlichkeit entdeckt hat, zwischen mir und Jemand, den sie kannte?“

Juliana sann einen Augenblick lang nach.

„Nein,“ antwortete sie alsdann; ich bin sogar vom Gegentheil überzeugt, weil sie mit mir von Dir gesprochen hat, ohne etwas zu äußern, was mich auf eine solche Vermuthung führen könnte. Wie kommst Du überhaupt auf einen solchen Gedanken?“ —

„Weil sie heute so dringend danach verlangt, mich wiederzusehen. In der Regel macht man sich mit uns, oder wenigstens mit mir nur ein Mal zu schaffen. — Aber gleichviel: sage ihr, sie möge kommen. — Führe sie jedoch erst in fünf Minuten hieher.“

Kaum hatte Juliana das Gemach verlassen, als Rodrigo sich mit einem weiten Gewande von schwarzem Sammet bekleidete, das durch einen goldenen Gürtel zusammen gehalten wurde, bedeckte sein Haupt mit einer Mütze von demselben Stoffe, verstellte sein Gesicht durch einen falschen Bart und erwartete nunmehr diejenige, deren Besuch ihm angemeldet worden war.

Kaum hatte er seinen Platz von vorhin wieder eingenommen, als die kleine Thür sich wieder öffnete und Juliana ein verschleiertes Frauenzimmer hereinführte: es war die Herzogin von Alba. Sie bewegte sich nur mit Mühe weiter und schien zu zittern; sie setzte sich auf einen Lehnsessel, den ihr Ju-

liana hinschob, und begann mit einer Stimme, die sie zu verstellen, bemüht war:

„Laß mich allein mit Deinem Bruder, Juliana, ich habe mit ihm zu reden.“

„Hört mich an,“ fuhr sie fort, als sie sich mit Rodrigo allein befand, „ich komme hieher, damit Ihr mir alle Hülfsmittel Eurer Kunst spendet. Ich will nicht erforschen, ob sie menschlicher oder dämonischer Art sind, — das gilt mir gleichviel. — Ihr habt früher mein Verlangen erfüllt, erhört jetzt auch mein zweites Begehren. — Wollt Ihr Gold, Begünstigungen, Ehrenbezeugungen? Ihr sollt Alles erhalten; — aber Ihr müßt mir dienen.“

„Was soll ich thun?“ fragte Rodrigo, in einem feierlichen Tone.

„Ihr erinnert Euch doch,“ fuhr die Herzogin fort, „dessen, was ich Euch sagte, als ich vor einem Monat, an demselben Tage hier war?“

Rodrigo gab keine Antwort; aber er erhob sich langsam, und schritt dem Anscheine nach mühselig zu einem Bücherschranke, aus welchem er ein großes, schwarzgebundenes Buch hervorzog; er blätterte eine Zeitlang darin, dann sprach er zu der Herzogin gewandt:

„Sagt an, was verlangt Ihr heute von mir?“

„Das Mittel, den Mann an mich zu fesseln,

den ich liebe;“ versetzte leise die Herzogin, „ich weiß nicht welchen Zauber Ihr angewandt habt, aber er hat gewirkt. — Ja, ich war glücklich, unbeschreibbar glücklich — aber nur einige Tage lang. Ich liebe ihn, liebe ihn unaussprechlich, und ich will er soll nur mir allein angehören. Wehe über diejenige, die meinen Pfad durchkreuzt.“

Während sie sprach, betrachtete sie Rodrigo mit großer Aufmerksamkeit. Dann blickte er wieder in das große Buch, um in dem Horoskop nachzuforschen, auf welche Weise er jetzt zu handeln habe.

„Was sucht Ihr in dem Buche?“ fragte die Herzogin ungeduldig, „was könntet Ihr da finden, was ich Euch nicht schon gesagt habe?“

„Vielleicht,“ entgegnete Rodrigo phlegmatisch, „finde ich hier einige Punkte, welche zu verschweigen Ihr für rathsam gehalten habt. So will ich Euch zum Beispiel jetzt bemerken, wer Ihr seid.“

Die Herzogin gebot ihm durch einen Blick zu schweigen; er aber fuhr fort:

„Ihr seid eine vornehme Dame!“

„Es ist unwahr!“

„Ihr seid die Herzogin von Alba!“

Die Herzogin richtete sich vor ihm auf, schwieg aber.

„Ich habe Euch neulich erkannt,“ fuhr Ro=

drigo fort, „ich wußte auch„ daß Ihr zu mir kommen würdet. Jetzt sprecht, was verlangt Ihr von mir? — Ist es etwa weil ich Euch kenne, daß Ihr Euch zu sprechen fürchtet? — Es scheint mir," fügte er mit einem ironischen Lächeln hinzu, „daß dieses um so mehr ein Beweggrund sein sollte, zu reden.

„Wer seid Ihr denn aber eigentlich? fragte die Herzogin, indem sie auf Rodrigo einen langen, forschenden Blick richtete.

„Gleichviel, wer ich bin, wenn ich nur das vollbringe, was Ihr von mir erwartet? — Ihr wollt geliebt sein? — aber Ihr wurdet geliebt; weshalb also weinet Ihr?"

„Weil diese Liebe zu einer Leidenschaft geworden ist, die mich verzehrt und mich tödtet und dieser Mann ist treulos! — Ha! wie verlangt mich nach Rache! — aber ich bin schwach und feige — ich bin nicht mehr ich selbst."

„Sie können ihn auf die Presidias *) schicken," bemerkte Rodrigo. —

„Ja, ja, auf die Presidias," wiederholte die

*) Die Presidias sind in Spanien das, was in Frankreich die Galeeren sind. Die Gefangenen wurden in der Regel nach Ceuta gesandt, wo sie an den Befestigungen arbeiten mußten.

Herzogin, „dort rächt sich die Macht! — Habt Ihr früher selbst eine Macht beleidigt, seid Ihr etwa selbst auf Ceuta gewesen?“

„Das hat nichts mit Eurer Angelegenheit zu schaffen,“ antwortete Rodrigo, „begehrt Ihr meinen Beistand, meinen Rath? sie stehen zu Euren Diensten. — Aber meine Zeit ist kostbar, geben wir also rasch ans Werk. Noch einmal also, was begehrt Ihr von mir?“

Die Herzogin, ganz hingerissen von ihrer Leidenschaft, entgegnete lebhaft: „so muß ich Euch sagen, Euch, der Ihr Alles wißt, daß Miguel der Mann ist, den ich leidenschaftlich liebe, den ich — —“

„Den Ihr liebt, und der Euch nicht mehr liebt — wenn er Euch anders je geliebt hat; denn seht Donna Maria, ich kann seine Sinne betäuben, kann machen, daß er auf Augenblicke sich vergißt und Euch süße Worte zuflüstert; dieser Mann aber besitzt ein Herz, eine Seele, und weder sein Herz noch seine Seele haben Euch jemals angehört, noch werden sie Euch jemals angehören.“

Die Herzogin erhob sich rasch von ihrem Sitze: eine entsetzliche Blässe bedeckte ihr Antlitz.

„Dann muß er sterben!“ rief sie mit einem Schaudererregenden Lächeln; „er muß mich lieben oder sterben.“

„Was kümmert das mich, sprecht, was soll ich thun?" Rodrigo blickte einige Augenblicke lang in das schwarze Buch, dann sprach er weiter: „Miguel liebt ein, ihn zärtlich liebendes Weib, das sich gleichfalls eines glänzendes Rufes erfreut. — Sie liebt ihn, so wie Ihr nicht lieben könnt, von ganzem Herzen, von ganzer Seele! Ich vermag nichts gegen den Zauber der Natur."

„Ihr kennt also kein Mittel, sie zu trennen;" forschte die Herzogin.

„Es giebt vielleicht eines, das aber steht nur in Eurer Macht: wann werdet Ihr Miguel wiedersehen?"

„Diesen Abend, in meinem Hause, zu Alameida."

„Wohlan, sucht ihm durch List oder Gewalt das Versprechen abzulocken, Catalina von sich entfernen zu wollen, sie nach Sevilla zurückzusenden.— Einmal von ihr getrennt, wird er sie vergessen, und Ihr werdet vielleicht geliebt sein. — Hilft das nicht, müßt Ihr zu einem gewaltthätigen Mittel greifen, denn für die Weiber giebt es keine Presidias!

Er sprach diese letzten Worte langsam und gedehnt, wobei er jede Silbe betonte. Donna Maria zitterte heftig: diese Worte wurden gesprochen, gleichsam als sollten sie das Gespenst eines Mannes her-

auf beschwören, den die Herzogin zu fürchten hatte; sie schrak zusammen und fragte:

„Habt Ihr etwa Don Bernardo gekannt?"

„Don Bernardo de Heiraro? Allerdings."

„Ha," rief die Herzogin, indem sie auf ihren Lehnsessel zurücksank.

Als sie ihr Bewußtsein wieder erlangte, befand sie sich in dem Gemache allein, es begann zu dämmern, und der durch die Fenster hereinpfeifende Wind, bewegte die an der Wand hangenden Schlangen und Crocodille, so daß sie gegen einander klapperten; erschrocken von dem, was sie gehört und geschauet hatte, wollte sie dem grauenvollen Orte enteilen; aber sie konnte den Rückweg nicht finden. Endlich rief sie mit schwacher Stimme und Juliana erschien.

„Wo ist Dein Bruder?" fragte die Herzogin.

„Ich glaubte ihn hier bei Ihnen," antwortete Juliana, „er muß in das geheime Laboratorium hinabgestiegen sein."

„Sage ihm, daß ich mit ihm zu sprechen wünsche."

„Das darf ich nicht, gnädige Frau; das ist mir auf das Strengste untersagt. Das geheime Laboraorium öffnet sich niemals für mich. Mein Bruder befindet sich dort ganz allein, und dennoch vernehme ich dort mehrere Stimmen, die sich mit ihm be-

sprechen." Dies Letzte fügte sie in einem leisen, zitternden Tone hinzu.

Die Herzogin gab keine Antwort, that aber einige Schritte um das Zimmer zu verlassen. In diesem Augenblick näherte sie sich der mit Hieroglyphen bezeichneten Tafel, und gewahrte dort eine Schachtel und ein Papier, auf dem ihre Addresse bemerkt war. Die Schachtel enthielt dasselbe Pulver, welches sie schon früher empfangen hatte, auf dem Blatte standen diese wenigen Worte:

„Handelt, wie ich es Euch gerathen habe, und ich verspreche Euch Hülfe. Sucht nicht, mich näher kennen zu kennen, Ihr würdet es bereuen, die Wahrheit zu erfahren."

Donna Maria blickte lange auf das Papier, um zu erfahren, ob dasselbe nichts enthalte, aus welchem sie heraus grübeln könne, wer derjenige sei, der die geheimste Geschichte ihres Lebens kannte.

Die Glocke hatte zur Andacht geläutet. In einer langen Allee von hohen starken Bäumen rollten zwei Reihen Wagen auf und ab, wie im Prado zu Madrid. Es war zu Aranjuez, wo der Hof den Frühling hinzubringen pflegte.

Das Wetter war den ganzen Tag lang sehr schön gewesen, und die Sonne senkte sich prachtvoll im Westen hinab. Der Wagen der Königin fuhr so eben zum vierten Male an einer Gruppe vorüber, deren ausgezeichnete Toilette Personen von vornehmen Stande verkündete. Es waren auch in der That der Herzog von Ossuna, der Herzog von Infantado und mehrere andre, gleichangesehene spanische Grands. Einer derselben lächelte, nachdem er sich beim Vorüberrollen der königlichen Equipagen tief verbeugt hatte, demjenigen zu, der ihm zunächst stand, und deutete auf den Wagen, welcher gleich hinter dem der Königin fuhr. Die Dame, welche in dem Wagen saß, hatte die ihr gespendete Begrüßung mit einem solchen zerstreueten Wesen erwidert, daß es kaum zu bemerken war, sie habe denjenigen erkannt, der sie begrüßte.

„Ja, ja," entgegnete ein junger Cavalier, welcher sich Don Raymond del Carpio nannte, „ich kenne seit einiger Zeit die Herzogin von Alba nicht mehr: sie hat sich so ganz und gar einer Liebschaft hingegeben, daß sie einen ihr gespendeten Gruß kaum erwidert. Besorgt sie vielleicht die Eifersucht des schönen Torreadors zu erwecken?"

Alle lachten.

„Kennen Sie diesen Menschen?“ fragte einer der Anwesenden.

Wir kennen ihn ja sämmtlich,“ nahm der Herzog von Ossuna das Wort, „wir sahen ihn ja beim Stiergefecht. — Sieht man diese Art Menschen anderswo als im Cirkus? – Gewiß nicht, man müßte denn Donna Maria sein.“

In diesem Augenblick gewahrten die jungen Cavaliere, wie die Equipage die Wagenreihe verließ und dem Garten der Primavera zu rollte.

„Bei allen Heiligen,“ rief Don Raymond, „das hat das Ansehn eines Rendez-vous.“

Die Uebrigen stimmten ihm bei.

In diesem Augenblick befanden sie sich an einer Stelle, wo der Weg etwas schmaler wurde: ein Mann kam ihnen entgegen, es kam darauf an, ob er ihnen ausweichen werde, oder ob sie dazu gezwungen sein würden; der Mann schien sie nicht zu beachten, sondern in Gedanken versunken daher zu schreiten; seine Arme waren kreuzweis über einander geschlagen, seine Augen zu Boden gesenkt. Als er so nahe war, daß man seine Züge erkennen konnte, rief Don Raymond:

„Nun, was soll daraus werden? Das ist der Matador.“

Es war wirklich Miguel; aber es war nicht

mehr der sorgenlose, froh in das Leben hereingreifende junge Mann; er war bleich und schien ungemein zerstreut. Als er sich der Gruppe der jungen Cavaliere näherte, bemerkte er indeß, daß er ein Gegenstand ihres Scherzes sei, und er schickte sich an, ihnen würdig entgegen zu treten. Don Raymond befand sich ihm zunächst — Miguel verdoppelte seine Schritte nicht, noch verlangsamte er dieselben; als er aber Don Raymond erreicht hatte, richtete er einen Blick auf ihn, dessen ernster Ausdruck seine Wirkung auf den jungen Cavalier äußerte. Er trat zur Seite, und ließ den Torreador vorüberschreiten; die Uebrigen folgten seinem Beispiele, worauf Miguel seinen Weg ruhig fortsetzte.

„Wahrlich ein unverschämter Bursche!“ rief der Herzog.

Don Raymond zuckte die Achseln, und als er Miguel nachblickte, gewahrte er, daß er gleichfalls seinen Weg nach dem Garten der Primavera einschlug. Er schien hinter dem Gitter Jemand erkannt zu haben, denn er verdoppelte seine Schritte und verschwand hinter dem Gebüsch.

„Der Mann ist nicht zum Torreador geboren,“ bemerkte der Herzog von Ossuna, „der König hat es beim Stiergefechte selbst gefunden.“

Sie hatten gleichfalls den Weg nach dem Garten

eingeschlagen, und gewahrten jetzt in einem dichten Laubengange zwei Personen, welche sich vertraulich mit einander zu besprechen schienen.

— Ist das nicht die Herzogin? — fragte Don Raymond.

„Ich glaube ja," antwortete der Herzog von Ossuna, wir wollen an ihnen vorüberschreiten und uns überzeugen.

Die beiden Freunde beflügelten ihre Schritte, und erreichten bald die Herzogin, welche auf Miguel gestützt, die ganze Welt vergessen zu haben schien. Don Raymond verbeugte sich, sie aber erwiderte seinen Gruß nur, wie den eines Unbekannten, und setzte ihren sentimentalen Spaziergang fort, nachdem sie dem Herzoge von Ossuna freundlich zugelächelt hatte.

„Horch, was ist das?" fragte der Letztere nach einer Weile seinen Gefährten. Ich höre Stimmen, es scheint mir ein Wortwechsel."

„Wirklich wurden in einer nicht weiten Entfernung laute Stimmen vernehmbar; eine derselben schien zu drohen, die andere zu flehen.

„Das ist die Herzogin und der Torreador," bemerkte der Herzog von Ossuna. „Horchen wir hin!"

In diesem Augenblick befanden sie sich hinter einer dichten Laube, in welcher die Herzogin und

Miguel Platz genommen hatten. Die beiden Freunde hemmten ihre Schritte.

„Nein, ich wiederhole es Ihnen," sprach die Herzogin, „ich will nicht mehr, daß sie mit Ihnen dieselbe Wohnung theile. — Wählen Sie zwischen ihr und mir."

Miguel seufte tief auf. Seit einer Stunde schon drang die Herzogin in ihn, daß er ihr schwören solle, Catalina von dem Orte entfernen zu wollen, an welchem er sich befinde. Er zögerte noch, der Unglückliche! — Wenn er der armen Catalina gedachte, allein in Sevilla, sich selbst überlassen, um zu weinen und um zu leiden, dann regte sich in seinem Innern Alles, was dort an Edelmuth noch übrig war, und er war dann wieder der Mann von Ehre.

„Bis jetzt," fuhr die Herzogin fort, „habe ich mich nur sanfter Mittel bedient, ich sprach bisher nur im Namen der Liebe. — Nimm Dich in Acht, daß nicht meine Eifersucht geweckt werde, daß ich nicht zu der Rache greife, deren ein verzweiflungsvolles Herz fähig ist.

Und was könnten Sie beginnen? fragte Miguel ernst.

„Was ich beginnen könnte?" wiederholte die Herzogin mit vor Wuth fast erstickter Stimme, was

ich beginnen könnte? wohlan, Du wirst es sehen, an dem Werke selbst sollst Du erkennen, daß Du meiner Güte allzusehr vertraut hast. — Hüte sie: das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe."

Es war jetzt völlig dunkel geworden: man konnte das Antlitz der Herzogin nicht mehr schauen; das Zittern ihrer Stimme aber, verrieth die Aufregung ihres Innern. Was den Torreador betraf, so saß er da, wie vernichtet; er konnte nur einige Worte hervorstammeln, welche Gnade für eine Unschuldige erflehten. — Einige Augenblicke darauf verließen beide den Garten.

Der Herzog von Ossuna und Don Raymond schlenderten noch eine Weile in dem Park umher, und theilten sich einander ihre Bemerkungen über das Betragen der Herzogin von Alba mit; dann schlugen auch sie den Heimweg ein.

Die Glocken aller Thürme Madrids verkündeten die Stunde der Mitternacht, und diesen Klängen, wegen der Disharmonie der Glocken, in der Regel unangenehm für das Ohr, schien ein junges Mädchen wohlgefällig zu horchen, welches sich allein in einem kleinen Zimmer befand, dessen weiße Wände

mit einigen Bildern geschmückt waren. Dies junge Mädchen war Catalina.

Aber sie glich nicht mehr jenem jungen frischen Mädchen, welches noch vor drei Monaten den Neid aller Weiber erregte, die Herzen aller Männer mit Liebe erfüllte. Sie war bleich und mager geworden, und ihre eingesunkenen rothen Augen verkündeten, daß sie viele Thränen vergossen hatten. Das arme Kind, und sie zählte damals erst zwei und zwanzig Jahre! —

„Er kommt noch nicht," sprach sie, indem sie auf die neben ihr liegende Uhr blickte, „und dennoch versprach er mir zu kommen. O mein Gott, was leide ich, wie ist mein Herz gebrochen! O Himmel gieb, daß ich nicht an diesem entsetzlichen Schmerze sterbe, Miguel würde allzu unglücklich sein! — Er liebt mich noch immer, trotz dieses boshaften Weibes — er fürchtet sie: ach! wenn wir doch nach unserem Sevilla zurückkehren könnten! — Wenn wir fort könnten, — sie aber wird uns überall hin folgen. — Ueberall hin. — Ach, soll ich denn fortwährend leiden, fortwährend weinen!"

Das arme Mädchen seufzte und faltete die Hände zum inbrünstigen Gebet. In diesem Augenblick vernahm sie unter ihrem Fenster rasche Schritte und eine theure Stimme rief ihren Namen. Im

nächsten Moment hatte sie die Thür geöffnet und lag in Miguels Armen, den sie an ihre Brust drückte, während ihre Thränen auf ihn hinabströmten.

„Nun, da bin ich,“ sprach Miguel, indem er ihre Liebkosungen erwiderte und ihre Thränen mit seinen Küssen trocknete.

„Weshalb weinst Du? — ich konnte nicht früher kommen — und dann weißt Du, daß, seit wir nicht mehr beisammen wohnen, ich vorsichtig sein muß, wenn ich Dich besuchen will. Volga me dias, wer es mir gesagt hätte, daß ich, Miguel, mich eines Tages fürchten würde, zu Dir zu gehn, um meine Liebe zu Dir zu bekennen. — Und dennoch, arme Catalina, dennoch muß ich feige sein, um Dein Leben zu schützen vor einem Weibe, welches es wagt, Dein Leben zu bedrohen. Ha, sie weiß nicht, daß jedes Wort der Gefahr, das sie auf Dein Haupt häuft, mich zu Dir zurückführt, indem es mich aus dem Rausch erweckt, in den sie mich versenkt hatte — denn ich habe sie niemals geliebt, die Arglistige, nein, nein, niemals. — O meine Catalina glaube es mir. Nicht wahr, Du glaubst es mir, sage es mir mit Deiner lieben, lieben, weichen Stimme, mit Deinen süßen Worten, welche so auffallend contra- stiren mit den wüthenden Aeußerungen jenes Wei-

des, das seine Reden stets mit Dolch und Gift begleitet."

So sprechend setzte sich Miguel zu Catalinas Füßen, indem er ihre schneeweiße Hand küßte. Ihre Liebe erwachte frischer und feuriger, als sie je zwischen ihnen bestanden, es schien als ob das Geheimnißvolle ihr einen neuen Reiz verlieh, der ihr bisher gemangelt. Catalina weinte nicht mehr, sie lächelte zwischen den Thränen hindurch, die noch an ihren Wimpern hingen.

„Catalina," nahm Miguel wieder das Wort, „ich habe ein Projekt, welches reif werden muß, und welches wir dann zur Ausführung bringen wollen. — Höre mich recht aufmerksam an."

Er nahm neben ihr Platz und fuhr fort:

„Ich kann nicht länger so leben, wie ich seit drei Monaten gelebt habe, ich bin zu einem Sklaven, und zwar zu einem unglücklichen Sklaven hinabgesunken. Ich muß fortwährend eine Liebe betheuern, die ich nicht fühle, und für einen Mann von Ehre und Herz ist das eine furchtbare schreckliche Qual. — Dann seh' ich Dich nicht mehr, das steigert mein Leiden noch mehr."

„Dem muß abgeholfen werden. Ich will nach Cadix schreiben, dort wollen wir im Voraus unter

angenommenen Namen unsere Ueberfahrt nach Mexiko oder Peru bedingen."

„Ja, ja, rief Catalina, indem sie aufsprang und freudig in ihre kleinen Hände klatschte, „ja, ja, wir wollen so bald als möglich fort, um diesem bösen Weibe zu entfliehen.

„Du billigst also meinen Plan, Catalina?" fragte Miguel. —

„Von ganzem Herzen," frohlockte das junge Mädchen, verliere keinen Augenblick, schreibe sogleich."

„Es bedarf aber meiner Einwilligung zur Ausführung dieses Planes," rief jetzt plötzlich eine Miguel nur zu wohlbekannte Stimme, die Thür öffnete sich: es war die Herzogin von Alba! — — —

Sie schritt langsam näher indem sie ihre Blicke bald auf Catalina, bald auf Miguel richtete; wobei ihre Augen Beiden den Tod verkündeten.

Auf diese Weise also hintergehst Du mich, Elender," sprach sie zu Miguel gewandt. „Du Mann, ohne Wahrheit und Treue."

„Der Tag, an dem ich gegen Treu und Glauben sündigte, das war der Tag, an welchem ich mich von diesem jungen Mädchen abwandte, das keinen andern Beschützer hat als mich, antwortete Miguel unerschrocken. Der Tag, an dem ich wie ein Mann ohne Ehre handelte, war der, an dem ich Ihnen

sagte, daß ich Sie liebte, denn ich habe Sie niemals wahrhaft geliebt, — meine arme Catalina war meine einzige Liebe. Ich mußte Sie betrügen, als Sie meine Liebe zur Bedingung der Sicherheit dieser Unschuldigen machten. Aber erfahren Sie jetzt, daß ich sie fortwährend liebte, trotz Allem was Sie thaten, sie mich vergessen zu machen. Ja, gnädige Frau, ich liebe Catalina, und werde sie niemals verlassen. Sie drohen mir unablässig mit Ihrer Rache, aber es giebt in Madrid Richter; und der König und die Königin üben die Gerechtigkeit, wie es sich gebührt; ich werde mich Ihnen zu Füßen werfen und ihnen meine traurige Geschichte erzählen. Ja, ja, gnädige Frau, so werde ich handeln, um Ihrer Macht ein Gegengewicht zu geben, und dann, dann giebt es noch ein gewichtigeres; die Gerechtigkeit Gottes!"

Donna Maria schwindelte bei den Worten Miguels, so daß sie dieselben nicht recht verstehen konnte; das Einzige, was sie begriff, war, daß der Mann, an dem sie mit feurigster Leidenschaft hing, sie nicht liebte, sie niemals geliebt hatte! — Sie fühlte ihr Herz von einem Schmerze erfaßt, der ihr fast den Athem raubte; ihre Augen verschleierten sich. Sie war genöthigt sich zu setzen. Catalina nahte sich ihr, mit ihrer Engelseele und bot ihr ihren

Beistand an; die Herzogin aber ward durch die Berührung ihrer Hände plötzlich wie neubelebt; sie sprang rasch von dem Stuhle auf, eilte zur Thür und schickte sich an, das Haus zu verlassen.

„Auf Wiedersehn,“ rief sie mit erstickter drohender Stimme; „Ihr habt meiner Thränen gelacht, Ihr habt meiner Macht getrotzt: wir wollen sehen, was Ihr gegen die Macht beginnen werdet, die Ihr verachtet; Ihr seid Beide verloren! — Du vorzüglich Unglückliche; Du sollst lernen vor mir zu zittern, denn noch niemals ist Donna Maria auf ein Hinderniß gestoßen, das sie nicht in den Staub zertreten hätte.“

Sie eilte von dannen, nachdem sie noch einen racheglühenden Blick auf die Zurückgebliebenen geworfen hatte.

Acht Tage darauf las man in der Zeitung zu Madrid, folgende Anzeige:

„Man hat gestern im Prado den Leichnam des berühmten Torreadors Miguel Manchego, gefunden: er war zwischen den Schultern von zwei Dolchstichen durchbohrt; dieser Mord ist also nicht das Resultat eines Zweikampfs.“

„Er hatte keine Feinde, und man weiß nicht, wem man seinen Tod zuschreiben soll.“

Zwei Tage zuvor, war die arme Catalina aus dem Häuschen verschwunden, welches sie im Prado bewohnte, und keine Spur verrieth, was aus ihr geworden sei. In ihrem Zimmer neben ihrem Bette, dem sie dem Anschein nach mit Gewalt entrissen worden war, fand man das Band, womit sie am vergangenen Abend ihr Haar zusammen gebunden hatte, auf dem Boden liegend, mit Blut befleckt.

Sie ward niemals wieder aufgefunden.



Duranti Alghieri oder Dante.

Nach authentischen Quellen erzählt.



Florenz ward im 13. Jahrhundert durch eine Reihe von Kabalen und Zwistigkeiten beunruhigt, welche ihm eine Zeit lang den Untergang drohten, und es zu einem unangenehmen Aufenthalte für den Ruhigen und Friedlichen machten. Die Factionen der Guelphen und Ghibellinen, der Schwarzen und Weißen, waren damals der schönen Stadt, dem Athen Italiens, fast eben so unheilbringend, als der verheerende Krieg der weißen und rothen Rose, welcher nicht lange nachher den Boden des schönen Englands mit dem Blute seiner Bravsten und Edelsten färbte. Täglich fanden zwischen den Anhängern der beiden Partheien in Florenz Scharmützel statt, während der Staatsrath durch die wüthenden Streitigkeiten der Oberhäupter dieser Factionen gestört wurde. Glücklich waren diejenigen, welche fern von der Stadt lebend, diese täglichen Kämpfe vermeiden konnten,

und viele der vornehmsten und reichsten Edelleute, die für beide der Partheien kein besonderes Interesse fühlten, zogen sich daher auf ihre Landsitze zurück.

Unter den schönsten Villen, die das Ufer des Arno schmückten, war der Pallast Portonari, gleich merkwürdig wegen seiner prachtvollen Architectur, wie wegen seiner reizenden Lage. Sein Eigenthümer hatte sich in frühern Jahren dem öffentlichen Leben gewidmet, indem er bald als Senator, bald als Krieger fungirte. Endlich aber müde der vielen Anstrengungen und des Undankes der Menschen, hatte er sich freiwillig zurückgezogen, um das Glück auf dem Lande zu suchen, wo er unbelästigt von politischen Fehden die Freuden der Häuslichkeit genießen konnte. Sein Sohn hatte seinen Platz in der öffentlichen Arena eingenommen und war einer der Oberhäupter der Guelphen. Der Graf aber fand hinlänglichen Ersatz für das Aufgegebene im Beisammenleben mit seinem geliebten Weibe und seiner Tochter. Seine Muße gab ihm Gelegenheit, seiner Lieblingsneigung nachzuhängen, die von sehr edler Art war. Er schwelgte in den Werken Homers und Virgils, und ergötzte sich oft daran, indem er auf Leinwand die Scenen malte, die von jenen Sängern mit so lebendigen Farben geschildert wurden; und führte er gleich nicht den Pinsel eines Giulio Ro-

mano oder Guido Reni, leistete er dennoch Ausgezeichnetes in der Kunst, mit der er sich nur zu seinem Vergnügen beschäftigte, welche die großen Meister aber für die Unsterblichkeit ausübten. Beatrice, seine Tochter, war die Gefährtin seiner Studien, und sie empfing von ihm mehr classische Kenntnisse, als den Frauen jener Zeit in der Regel mitgetheilt wurden. Sie besaß einen außerordentlich hellen Verstand, und die mit jedem Tage fortschreitende Entwickelung ihres Geistes machte das Entzücken ihres Vaters aus.

Wenn sie nicht mit ihrem Vater las, oder mit ihrer Mutter Stickereien verfertigte, dann bestand ihr größtes Vergnügen darin, die zu ihrer Besitzung gehörende, reizende Gegend zu durchstreifen, wobei ihr Auge nie müde ward, und ihr Herz stets beschäftigt war, die sie umgebenden Naturschönheiten einzusaugen. Auf der einen Seite schlängelte sich der Arno, wie ein glänzendes Silberband, in stiller Anmuth dahin, begrenzt von den reichen Weingärten und dunklen Olivenbäumen, die einer italienischen Landschaft eine so reizende Abwechselung von Licht und Schatten verleihen; auf der andern Seite bot das paradisische Land mit den lieblichsten Dörfern den entzückendsten Anblick dar. Beatricens Lieblingsaufenthalt aber war die sogenannte Frauenlaube,

wo ihr Vater in seiner Zärtlichkeit für sie alles Herrliche und Schöne zu vereinen gewußt hatte. Boccaz selbst hätte alles nicht geschmackvoller anordnen können. Seltene Vögel mit dem prachtvollsten Gefieder und den süßesten Stimmen, waren in so zarten und so ausgedehnten Netzen eingehegt, daß sie sich unmöglich für Gefangene halten konnten; Pflanzen und Blumen aus allen Theilen der bekannten Welt dufteten hier in so reicher Fülle und bildeten ein so schattiges Gewölbe, daß selbst die Mittagssonne ihre Strahlen nicht hineinzusenken vermochte. Marmor-Vasen, mit den reichsten Blüthen gefüllt, waren rings umher aufgestellt und in der Mitte dieses kleinen Paradieses sandte ein Springbrunnen seine Silberstrahlen hinauf in die Luft, die beim Herabplätschern in Vasen aufgefangen wurden, welche Marmornymphen trugen, die selbst ein Cellini nicht köstlicher gemeißelt haben würde. Auf einer kleinen Anhöhe, auf welche die Sonnenstrahlen fallen konnten, stand eine Sonnenuhr mit der Unterschrift: Floras non numero nisi seneras, „ich zähle nur die heitern Stunden." Und wahrlich nur wenig andere hatte bis jetzt Beatrice Portonari gezählt; dennoch hatte sich ein Wölkchen, nicht größer, als eines Mannes Hand, an dem Rande der Sonnenuhr gezeigt, und sie fürchtete, eben dies Wölkchen

könne wachsen und die ganze Oberfläche der Uhr bedecken.

Es war Beatricens stete Gewohnheit, die von ihren Eltern der Siesta gewidmete Zeit, an diesem reizenden Orte zu verbringen, wo ihr mit ihrer Laüte und ihren Büchern die Stunden wie Momente dahinschwanden; hier bauete sie jene phantastischen Luftschlösser, deren Aufführung ein so großes Entzücken gewährt, die aber durch den leisesten Windhauch wieder vernichtet werden; und oft wurden hier ihre Betrachtungen durch einen Boten aus der fernen Stadt unterbrochen, der in der Gestalt einer wunderlieblichen Taube der reizenden Jungfrau Kunde der Liebe überbrachte. Der Vogel schien zu wissen, daß seine Botschaft Freude gewähren würde: wenn er erschien, zögerte er stets einige Augenblicke hoch in der Luft und regte seine Schwingen, so als wolle er Beatricens Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Mit einer leisen Lockung ihres Mundes brachte sie die Taube schnell herab auf ihre Hand; der Liebesbote hob alsdann die kleinen Flügel und zeigte ihr das köstliche Billet, das er meilenweit hergetragen hatte, und das ihr allein zu überliefern der Instinkt ihn lehrte. Er ward für die glückliche Erfüllung seiner Pflicht stets mit zärtlichen Liebkosungen belohnt.

An einem schönen Tage im October ruhte Bea-

trice auf dem weichen Rasen, den Zug der Wolken betrachtend, die in zahllosen phantastischen Formen vorüberzogen, als ihr befiederter Gast plötzlich die Träumereien unterbrach, in die ihre Phantasie sie versenkt hatte. Sie hatte ihn an diesem Tage nicht erwartet; nichts desto weniger war er ihr von Herzen willkommen.

Mit zitternder Hand löste sie die seidene Schnur, mit der das kostbare Papier befestigt war, und mit hochpochendem Herzen überflog sie den Inhalt. Der Brief war gar wohl geeignet, die Gefühle des jungen Mädchens auf das heftigste anzuregen. Während sie las, färbte ein hohes Roth ihre gemeinhin blasse Wange, dann erblaßte sie wieder und war schöner als je zuvor.

Das Schreiben sprach von Gefahr und Flucht, von der Furcht vor der Partheisucht; von einer plötzlichen Insurection in der unruhigen Stadt, vor allem aber athmete es den Hauch der innigsten Liebe, der selbst das trübe Gemälde des unglücklichen Florenz vergoldete. Die Brieftaube hatte an Beatricens Brust Ruhe von dem langen Fluge gesucht. gleichsam aber als sehne sie sich danach mit einer süßen Antwort zurückzukehren, flog sie jetzt zu der nahen Quelle, tauchte in dieselbe unter, putzte alsdann mit dem Schnabel ihr Gefieder und flatterte,

nach Beendigung ihrer lieblichen Toilette wieder zurück auf Beatricens Schulter.

„Warte nur einen Augenblick," sagte sie, „ich kann Dich nicht davonfliegen lassen, ohne Dir ein kleines Andenken mitzugeben, sonst würde Dein Herr glauben, Du wärest in unrechte Hände gerathen." — Sie zog einen kostbaren Ring von Rubinen von ihrem schneeweißen Finger, befestigte ihn mit dem seidenen Bande ihres Gürtels um den Hals der Taube, welche einige Kreise in der Luft beschrieb und dann im raschen Fluge gen Florenz hinflatterte.

Immer wieder und immer wieder las Beatrice diese Zeilen, in welchen die Gedanken mit dichterischem Feuer ausgedrückt waren. Sie war zu entschuldigen, wenn ein an Stolz gränzendes Gefühl ihr Herz schwellte bei der Ueberzeugung, daß sie allein den jungen Poeten begeisterte. „Ach, niemand kennt ihn, wie ich ihn kenne," hauchte sie vor sich leise hin, „für die Welt ist er Duranti der Guelphe, für mich aber ist er Dante der Dichter der Liebe, der Gegenstand aller meiner Träume und Gedanken. Wollte Gott, ich könnte ihn den Cabalen entreißen, in die er verwickelt ist. Ich bebe, wenn ich der Gefahr gedenke, deren er jetzt eben ausgesetzt ist. Ich will noch einen Versuch machen, die Einwilligung meines Vaters zu unserer Verbindung zu erlangen,

und dann, dann kann ich ihn veranlassen, sich den nutzlosen Streitigkeiten zu entziehen, welche die Freiheit von Florenz begründen sollen."

Mit dem Briefe in der Hand suchte Beatrice ihren Vater auf. Als sie noch ganz jung war, hatte sie Duranti Alghieri durch ihre große Schönheit angezogen, welche von der ihrer Landsmänninnen ungemein verschieden war. Ihre wundervollen Locken wallten in reicher Fülle neben einem Antlitze herab, dessen Reize nur ein Dichter, nicht einmal ein Maler zu schildern im Stande war; der himmlische Ausdruck desselben konnte nicht auf kalte Leinwand gebracht werden. Die unbeschreibliche Reinheit, welche aus ihren Augen leuchtete, verlieh ihr einen so verklärten Blick, daß niemand sie betrachten und dabei an weibliche Schönheit denken konnte. Sie war vollkommen geeignet, einen Dichter in dieser Welt zu begeistern, oder ihn auf seinem Fluge in ein anderes, geheimnißvolles Dasein als Führerin zu begleiten. Seiner frühern Liebe zu Beatrice, die seinen Geist mächtig anregte, und in seiner poetischen Seele Gestalten und Bilder schuf, verdanken wir die schönsten Schöpfungen Dantes. Dieser Liebe hatte sich Beatricens Vater anfangs einem früheren Vorurtheile zufolge, widersetzt, als er aber einsah, daß das Glück seiner Tochter davon abhing, hatte er

zögernd seine Einwilligung gegeben, wobei er aber die Verbindung der beiden Liebenden von einer Zeit zur andern hinausschob, unter dem Vorwande, daß Duranti allzusehr den politischen Streitigkeiten seiner Vaterstadt hingegeben sei, um einen guten Ehemann abzugeben.

Einige Monate vor der Periode, von der wir hier erzählen, war zu Campaldino ein denkwürdiger Kampf zwischen den Guelphen und Ghibellinen gefochten worden, in welchem sich Duranti durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte; aber er empfing dabei eine so ernsthafte Wunde, von der seine Freunde hofften, daß sie seinen Eifer lähmen würde. Sie diente indeß nur dazu, den Letzteren noch mehr anzuregen, denn kaum war er wieder hergestellt, als er sich mit noch mehr Feuer in die Bewegung der Zeit stürzte. Der Graf Portonari war hierüber hocherzürnt und schilderte Duranti sein Vorhaben mit so lebhaften Farben, daß dieser gelobte, sich so bald als möglich den politischen Wirren zu entziehen, denen er sich hingegeben hatte. Es war gerade um diese Zeit, daß Beatrice den Brief empfing, dessen wir erwähnt haben, der sie unterrichtete, daß in der Stadt ein neuer Kampf stattgefunden, in welchem Dante den Tod gefunden hätte, wenn nicht plötzlich einige seiner Freunde ihm zu Hülfe geeilt

wären. Sie konnte es nicht ertragen, ihn von so vielen Gefahren umgeben zu wissen, die sie nicht zu theilen vermochte, und als sie ihren Vater aufsuchte, geschah es mit dem festen Entschlusse, nicht abzulassen mit Flehen, um von ihm seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Duranti zu erhalten.

Der zärtlichliebende Vater konnte so vielen Bitten nicht widerstehen, und er versprach, daß wenn sie sich zum Carneval wieder nach Florenz begäben, er alle Anstalten zu ihrer Hochzeitsfeier treffen würde.

Die Zeit des Carnevals war erschienen. Ganz Florenz, die Kranken und unsre beiden Liebenden ausgenommen, welche über sich die ganze andre Welt vergessen, war im fröhlichen Tumult. Dante las Beatricen viele seiner Dichtungen vor, und horchte mit Entzücken ihren geistreichen Bemerkungen über dieselben. Sie waren in der That nur der Keim der Pflanze, welcher später so glorreiche Früchte tragen sollte. Schon hatte Dante die Idee gefaßt, welche die italienische Sprache heben könne, von der man bisher nicht glaubte, das sie sich zu großartigen Compositionen eigne; Dante aber fühlte gar wohl,

daß die vulgaire Sprache viel vermöge und er beschloß daher, sie zu dem Range einer klassischen Rede zu erheben. Wie ihm dies gelang, hat die Folgezeit mehr als zur Genüge dargethan, durch die Unsterblichkeit, die sie ihn und dem reizenden Wesen verlieh, daß er in der Welt des Geistes zu seiner Begleiterin erkor.

Wie glücklich, wie überselig waren diese wenigen Tage, aber ach, wie kurz war ihre Dauer! Eine ganze Welt zärtlicher Gefühle war in ihnen zusammengedrängt, und sein ganzes Leben lang blickte Duranti Alghieri auf diese wenigen Tage zurück, die einzig wahrhaft glücklichen, die sein stürmisches Leben ihm gestattete. Der letzte Tag des Carnevals erschien, am folgenden Tage sollte Portonaris liebliche Tochter heimkehren, denn er hielt die nunmehr folgenden Fast- und Bettage heilig, und zog es vor, sie in Zurückgezogenheit seines Pallastes zu verbringen. Beatricens Hochzeitsfeier war übrigens auf einen der ersten Tage des sonnigen Maimonats festgestellt worden; es herrschte in Florenz ein augenblicklicher Friede und Alghieri hatte gelobt, sich dem Streite der Partheien entziehen zu wollen. Er konnte die Geliebte und ihren Vater nicht begleiten, weil er noch manches zu beschicken hatte, um die Stellung, die er unter den Guelphen einnahm, nieder-

zulegen. Mit leichtem Herzen, wenn gleich mit Thränen in den Augen, sagte Beatrice dem Geliebten Lebewohl.

Sie glaubte, sie würden bald wieder vereinigt sein, um sich hienieden nie wieder zu trennen. Keine Wolke warf einen Schatten auf die Sonne ihres jungen Herzens. Duranti aber war ungemein betrübt. Eine schwere Bürde schien auf ihm zu lasten, die er nicht abzuwerfen vermochte; eine Todeskälte überrieselte ihn, als seine thränenschweren Blicke der Scheidenden folgten, und er konnte kaum das freundliche Lächeln erwidern, das sie ihm zusandte, bevor sie ganz und gar seinen Blicken entschwand.

Die Reisenden verließen Florenz erst spät am Nachmittage, denn der Tag war heiß gewesen, und und sie wünschten nicht sich den glühenden Sonnenstrahlen auszusetzen. Heiter vergingen die ersten Stunden ihrer Reise, denn von Beatricens Herzen war die Angst genommen, die sie seit geraumer Zeit für ihren Geliebten gefühlt hatte. Kaum hatten sie die Stadt verlassen, kaum war sie auf ihrem Zelter in die reizende Campagna hinabgesprengt, als sie die sammtene Larve löste, welche zum Theil ihr schönes Antlitz bedeckt hatte, und die zu jener Zeit, von welcher wir erzählen, von den Damen getragen wurde. wenn sie sich der allgemeinen Aufmerksamkeit

zu entziehen wünschten. Sie gab sich jetzt ganz der Heiterkeit der Stunde hin, und ihr Vater horchte mit Freude ihren fröhlichen Scherzen und der wonnevollen Schilderung, welche sie von ihrem Glücke entwarf, so bald sie mit Duranti auf immer vereint sein würde. Mit der phantastischen Hand der Liebe malte sie seine Zukunft voll unsterblichen Ruhmes. Er war bestimmt, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Zeit unsterblich zu machen, er sollte der Begründer einer neuen Schule der italienischen Literatur werden, und sie sollte seine Stirn mit dem Lorbeer schmücken, den ihm die allgemeine Stimme zuerkennen würde.

Plötzlich aber ward die Luft schwül und drückend, am Himmel zeigten sich Wolken, anfangs leicht und durchsichtig und die Farbe wechselnd, dann aber sich immer mehr und mehr verfinsternd, bis der Horizont ganz dicht damit bezogen war. Die Reisenden, sämmtlich zu Pferde, wurden besorgt; noch waren sie ziemlich weit von ihrer Wohnung entfernt und die Diener wurden voraus gesendet, um einen Wagen herbei zu schaffen, oder einen Zufluchtsort für Beatrice zu suchen, die ihren Zelter nach Möglichkeit antrieb. Der Sturm aber brach dennoch über sie aus, Blitze zuckten unablässig aus den schwarzen Wolken hernieder, und die von fernen Bergen her

widerhallenden Donnerschläge, krachten furchtbar; die Pferde von der Wuth der Elemente noch mehr angetrieben, jagten wie rasend dahin; Beatrice war ganz und gar erschöpft als sie endlich auf ihre eigenen Wägen trafen, welche die Gräfin, da der Tag ihrer Zurückkunft bekannt war, ihnen entgegen gesandt hatte.

Die halb ohnmächtige ward in den Wagen gehoben, und endlich erreichten sie ihre Wohnung, vor Angst, Ermüdung und Kälte bebend.

Beatricens engelreine Seele war, wie es oft der Fall ist, von einer allzuschwachen Form umschlossen und die, welche sie sorgsam betrachteten, sprachen oft die Besorgniß aus, daß sie eine Blume sei, die der Tod in ihrer schönsten Blüthe pflücken werde. Bald ward ihrer ganzen Umgebung klar, daß eine Krankheit ihre vernichtende Hand auf sie gelegt habe; die unnatürliche Aufregung ihres Geistes endete in Fieberphantasien. Ein Eilbote ward nach Florenz gesandt, um einen geschickten Arzt herbeizuholen, und um Duranti Alghieri von dem beklagenswerthen Zu-Zustande seiner Geliebten zu benachrichtigen.

Der Arzt langte schon in der nächsten Nacht an, und sein bedenklicher Blick am Lager der Kranken beurkundete seine Furcht; aber noch war die Hoffnung vorhanden, daß die Jugend der Kranken

über ihr Uebel den Sieg davon tragen würde. Der Diener brachte indeß den an Duranti gerichteten Brief wieder zurück, er war nicht in Florenz, sondern plötzlich nach Pisa abgereist, zu einem siechen Oheim, an dem er mit großer Liebe hing. Portonari wollte auch dorthin nach ihm senden, veränderte aber seinen Entschluß, bemerkend, daß es nutzlos sei, seine Seele mit vielleicht grundlosen Besorgnissen zu erfüllen.

Beatricens Irrsinn währte mehrere Tage lang; sie wähnte in diesen Tagen unabläßig Dante an ihrem Lager zu schauen; sie sprach zu ihm von Liebe und Poesie und forderte ihn auf, sich durch irgend ein großes Werk die Unsterblichkeit zu erringen; dann überhäufte sie ihn wieder mit Vorwürfen, daß er nicht zu ihr geeilt sei, in einem so herzzerreißenden Tone, daß ihr Vater endlich einen Eilboten nach ihm absandte, um ihn nach seiner Villa zu rufen. Die Tage seiner Tochter aber waren gezählt. Ihr Irrsinn schwand, aber jede Stunde zehrte die ihr noch übrige Kraft auf. Es war ein schwermüthiger Anblick, zu schauen, wie das reizende Mädchen immer mehr und mehr dahinwelkte. Sie fragte wieder nach ihrem Geliebten, und als man ihr sagte, daß ein Eilbote nach ihm abgesandt sei, sprach sie nicht weiter von ihm, aber bei dem kleinsten Geräusch

draußen horchte sie ängstlich hin und ihr Auge leuchtete. Sie fühlte, daß der Sand ihrer Lebensuhr rasch verrinne, und ihr einziger Zweck schien jetzt nur noch, ihre Aeltern zu trösten und sie auf den unvermeidlichen, großen Verlust vorzubereiten.

Gegen Abend des achten Tages ihrer Krankheit bat sie, daß man sie auf ein Lager am Fenster tragen und die Vorhänge zurückziehen möge, damit sie sich noch einmal an den Anblick der untersinkenden Sonne erfreuen könne, die für ihren Blick die reizende Gegend nicht mehr vergolden sollte. Sie schauete feierlich und lange auf die scheidende Tageskönigin, und als ihr letzter Strahl ihr Antlitz beleuchtete, schien sie bereits den Engeln anzugehören. Alles Irdische war von ihr gewichen, als plötzlich eine schmerzliche Wolke ihre Züge überzog und sie leise vor sich hinmurmelte. „Mutter im Himmel, Du Heilige und Reine, um Deines ewigen Sohnes willen segne ihn, segne ihn.“ Dann wandte sie sich zu ihren weinenden Aeltern und sprach: „Wollt Ihr auch Vater und Mutter meines Geliebten sein? Wollte Gott, ich hätte ihn nur noch ein einziges Mal sehen können, um ihn zu segnen, aber — es soll nicht sein! Sagt ihm, er soll für Beatrice leben, sie wird über ihn wachen; hat gleich ihre Staubeshülle ihn auf immer verlassen, wird ihre Seele bei

ihm sein; sie wird sein Schutzengel sein. Nun meine theuren, theuren Aeltern, bitte ich Euch um Euren Segen, vergebt mir, wenn ich Euch gekränkt habe — die kalte Hand des Todes ruht auf mir — ich muß von Euch gehen — — muß fort von hier!"

Sie schloß ihr sterbendes Auge, ihre Lippen bewegten sich wie im Gebet, ein leichter Schauder überflog ihre zarte Gestalt, und ihr himmlischer Geist verließ die Erdenhülle, um in seine Heimath zurückzukehren.

Der leidenschaftliche Schmerz der Mutter und der tiefe Gram des Vaters können nicht geschildert werden. Das Leben hatte für sie jeden Reiz verloren, und sie sehnten sich danach, neben ihrem theuren Kinde zu ruhen.

Aber selbst in dieser herben, schweren Leidensstunde dachten sie an Duranti Alghieri, an seine unendliche Liebe und an die schaudervolle Kunde, die seiner harrte. Sie fürchteten seine Ankunft, welche, wie sie wußten, bald stattfinden mußte; er traf noch in derselben Nacht ein. Sein ungeduldiger Ruf an der Pforte ward sogleich vernommen und zitternd und an allen Gliedern bebend, fragte er den Diener: „wie stehts um Gräfin Beatrice?" Bevor dieser antworten konnte, trat ihm in der Halle der Graf Portonari entgegen.

Der unglückliche Vater raffte seine ganze Seelenkraft zusammen, indem er sprach: „komm mit mir, mein Sohn, Du sollst sie schauen, doch fasse Dich und flehe Gott an, daß er Dir Stärke verleihe.“

Die furchtbare Wirklichkeit durchzuckte das Herz Durantis; das Benehmen des Vaters aber hatte etwas Edles, Ehrfurchtgebietendes, welches den Ausbruch seiner Ahnung verstummen ließ. Sie schritten durch eine Reihe von Gemächern, bis sie vor der Thür von Beatricens Zimmer anlangten. Portonari hemmte hier einen Augenblick lang seine Schritte, dann öffnete er die Thür und wandte sich zu Dante: „Tritt ein, mein Sohn, und schaue, das ist Alles, was uns von unserm Kleinode geblieben.“ — —

Werfen wir einen Schleier über die Seelenangst dieser Stunde. Dante konnte nicht glauben, daß das Ideal seiner Liebe auf immer dahin sei — aber das sie umgebende, düstre Todesgepränge gab ihm die furchbare Gewißheit. Wachskerzen brannten um Beatricens Ruhestätte, und ein schwarzes Kreuz lag auf ihrer Brust. Ein ganz verändertes Wesen war Duranti Alghieri, als er das Sterbegemach verließ. —

Die Liebe, so hat man oft gesprochen, umfasse das ganze Wesen des Weibes, während sie in dem

geschäftsvollen Leben des Mannes nur eine Episode bilde. Aber wenn Duranti Alghieris Liebe für Beatrice nur eine Episode war, so war es eine, welche seinem ganzen übrigen Leben die Farbe verlieh und die dunkeln Tinten seines poetischen Temperaments noch mehr verdüsterte, indem sie Finsterniß und Schatten auf sein stürmisch bewegtes Leben warf. Wäre Beatrice sein Weib geworden, hätte sie ihm eine glückliche Häuslichkeit bereitet, so würde der unruhige Geist von Dante gewichen sein, so würde sein Interesse dort ein Centrum gefunden haben. Er hätte sich alsdann nicht aufs Neue in die politischen Streitigkeiten gestürzt; aber gerade dieser Umstand schuf aus ihm einen größeren Menschen, als er es in dem friedlichen Stillleben geworden wäre. Die schönsten Werke des Genies entstanden in Zeiten des Aufruhrs und der Verwirrung, und die mächtigsten Geister haben sich gerade in Zeiten entwickelt, die den Schwachen zermalmten. Dante und Milton liefern schlagende Beweise von der Wirkung politischer Aufregung. Sie befanden sich in ziemlich gleicher Lage, beide kämpften für die Freiheit, beide erduldeten ihrer Grundsätze wegen Vernachlässigungen und Verfolgungen, und beide fanden Hülfsquellen gegen ihre Feinde und gegen den Streit mit der Welt, in den Schöpfungen ihrer Phantasie.

Dante kämpfte mächtig gegen seinen Schmerz an, er trat aufs Neue in den Dienst der Republik, und hielt, statt über seinen Schmerz zu brüten, seinen Geist thätig, indem er sich mit der Politik oder der Literatur beschäftigte. Aber er war nicht glücklich; und seine Freunde, hoffend, eine Heirath würde wohlthätig auf ihn einwirken, überredeten ihn eine Gattin nach ihrer Wahl zu nehmen. Dante ließ sich bereden, und verheirathete sich mit Gemma di Monetto di Donati, einer Dame von hoher Geburt und großem Vermögen, auch dabei gar wohl geeignet, seinen politischen Einfluß noch mehr zu steigern; ihr eifersüchtiger Geist aber machte ihn sehr unglücklich. Sein Herz war dem Andenken Beatricens geweiht, und er konnte seiner Gattin die Liebe nicht geben, die sie verlangte, und deren ihr Herz bedurfte. Dies streuete gleich anfangs zwischen ihnen den Samen der Uneinigkeit, der zur Frucht des Unglücks heranreifte, welches sie elend machte und jede häusliche Eintracht zertrümmerte. Danten wurde sein Haus und sein Vaterland zuwider und sein Dasein ward ihm so verbittert, daß selbst das süße Band zwischen Vater und Kind zerriß. Er litt dadurch indessen weniger, da sein Geist unablässig mit den Angelegenheiten der Republik beschäftigt war. Er ward nach und nach zu vierzehn Gesandschaften gebraucht,

und führte die ihm übertragene Sendung jedesmal mit dem glänzendsten Erfolge aus.

Zum Nachtheil für Dantes politische Ansichten aber, entstanden bald neue Streitigkeiten, die den zu Florenz herrschenden scheinbaren Frieden wieder zerstörten. Zwischen den Schwarzen und Weißen brachen neue Uneinigkeiten aus, und täglich begingen beide Partheien Ausschweifungen aller Art. Dante, dessen geistiges Uebergewicht ihn an die Spitze der Weißen stellte, ward an den Papst Bonifaz gesandt, um seine Hülfe für ihre Sache in Anspruch zu nehmen; die päpstliche Heiligkeit aber war insgeheim ein Beschützer der Schwarzen, und obgleich der Papst Dante freundlich aufnahm, und ihm seinen Beistand verhieß, so geschah dies nur, um den Verdacht des Letzteren einzulullen. Hieraus entstand Dantes Haß der Priester und dies veranlaßte ihn in seiner göttlichen Comödie scharfe Satyren gegen alle Geistlichen, zumal gegen den Papst und die Cardinäle zu schleudern.

Das Urtheil der Verbannung ward bald über 600 der Weißen ausgesprochen; Dante ward außerdem in eine Geldbuße von 8000 Livres genommen; falls er nicht zahlen würde, sollten seine Besitzungen und sein Vermögen eingezogen werden, unter dem armseligen Vorwande, daß er die öffentlichen Gel-

der schlecht verwaltet habe; der hohe Ruf seiner Rechtlichkeit aber weist diese Anklage bestimmt zurück. Dieses strenge Urtheil ward am 27. Januar 1302 ausgesprochen, und am 10. März ward es aufs Neue proclamirt, mit dem Zusatze: daß, falls Duranti Alghieri innerhalb der Grenzen von Florenz gefunden würde, er lebendig verbrannt werden solle. Welch ein Schandfleck wirft dieses Urtheil auf die Republik, die aus politischen Gründen die schönste und edelste Zierde des Jahrhunderts proscribirte, und den Dichter und den Patrioten aus seinem Vaterlande verbannte. Nicht die Bildsäulen, Gemälde und Inschriften, welche späterhin seinem Andenken geweihet wurden, vermochten diese Beleidigung auszugleichen, welche Dante bei weitem nicht so sehr entehrte, als das Land, welches durch Vorurtheil geblendet, ihn nicht zu würdigen verstand.

Von diesem Augenblicke an durchzog Dante, aus seinem geliebten Florenz vertrieben, Italien, wie ein heimathloser Wandrer, und keiner seiner Biographen ist im Stande gewesen, über diese seine verschiedenen Pilgerfahrten detaillirte und zuverlässige Berichte zu liefern.

Sein erster Ruhepunkt war zu Arezzo, wo sich eine Anzahl der Weißen befestigt hatte. Hier bildeten sie die Pläne, welche durch einen plötzlichen

Angriff auf Florenz in Erfüllung gebracht werden sollten, der in derselben Nacht stattfand, in der Petrarch geboren ward. Ihre Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg waren höchst sanguinisch; aber sie wurden gänzlich vereitelt; und damit verlor Dante auch die letzte Hoffnung, seinem Vaterlande wiedergegeben zu werden. Während seines Aufenthaltes zu Arezzo, schloß er eine enge Freundschaft mit Basono da Gubbio, einem Edelmann von großen Verdiensten, dessen Theilnahme ihn in seinem Unglücke ungemein tröstete. Nachdem er noch zwei bis drei Jahre umhergestrichen war und sich bald in Padua, bald in Luigiani aufgehalten hatte, wo er von dem Marquis Morello Malaspina mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde, kehrte er zu seinem Gubbio zurück, wo er in dem nahegelegenen Kloster St. Croce einen großen Theil seiner herrlichen Dichtungen schuf.

Das Gemach, welches Dante in dem Kloster St. Croce bewohnte, wird noch bis auf den heutigen Tag gezeigt; eine Marmorbüste mit einer passenden Inschrift ist dort aufgestellt worden, um diese Stätte zu verewigen.

Später begab er sich nach Verona, wohin ihn die freundliche Einladung Francescos und Alborno Scaligori rief, welche dort gemeinschaftlich das Re-

giment führten. Sie waren große Beschützer des literarischen Verdienstes, und fühlten die innigste Theilnahme mit Dantes unglücklicher Lage; aber obgleich von ihnen hoch geehrt, konnte sein unruhiger Sinn keinen Frieden finden. Sein reizbares Gemüth machte ihn zu einem Aufenthalte am Hofe nicht geeignet; und da er sich durch eine eingebildete Kälte seiner Beschützer verletzt glaubte, begab er sich nach der Hauptstadt Frankreichs, welche im 14. Jahrhundert wegen ihrer Gelehrsamkeit und Philosophie berühmter war, als irgend eine Stadt der Welt. Dort blieb Dante keinesweges müssig; er hatte seinen Geist auf die Behandlung der abstractesten Fragen vorbereitet, und da ein großer Ruf ihm vorangegangen war, so ward er von den literarischen Instituten zu Thesen aufgefordert, die mit der Theologie und der Logik in der engsten Verbindung standen.

Diese fortwährende Aufregung aber, und das schmerzliche Gefühl, von der theuren Heimath entfernt leben zu müssen, hatten seine Kräfte fast erschöpft, und er sehnte sich nach einem Ruheplätzchen, wo er in Frieden leben, und sich ganz seinen Studien widmen könne.

Er hatte jede Hoffnung aufgegeben, Florenz aus seiner Erniedrigung wieder aufzurichten und unwillig wandte sich sein Geist von allen politischen

Dingen ab. Er war daher trefflich vorbereitet, die Einladung anzunehmen, die er um diese Zeit von Guido Novello da Polenta, Herr von Ravenna empfing, einem ausgezeichneten Edelmanne, welcher für Dantes Leiden das innigste Mitgefühl empfand, und der befürchtete, daß sein unstetes Leben die Fackel verlöschen würde, die die ägyptische Finsterniß der italienischen Literatur so sonnenhell erleuchtet hatte. Hier endlich, in der reizenden Stadt Ravenna, beschwichtigt durch die milde Güte seines Freundes und Gönners, hier fand Dante endlich den Frieden, den er so lange Zeit vergebens gesucht hatte, und sein frei gewordener Geist ergoß sich nunmehr in Psalmen und Hymnen, welche als unvergängliche Denkmäler seiner Frömmigkeit und seiner hochpoetischen Seele noch jetzt vorhanden sind.

Dante aber konnte sich dieses glücklichen Zustandes der Ruhe nicht lange erfreuen; Guido ward in einen Krieg mit den Venetianern verwickelt, den er so verderblich für seine Staaten fand, daß er beschloß, mit der stolzen Republik zu unterhandeln; da er die Erfahrung seines geschätzten Gastes in solchen Dingen kannte, ersuchte er ihn, diese Gesandschaft zu übernehmen. Nur ungern betrat Dante aufs Neue die Arena des öffentlichen Lebens, aber er konnte Guidos Gesuch nicht zurückweisen, und er begab sich

demnach mit einem stattlichen Gefolge nach Venedig. Die Venetianer waren aber so erbittert gegen Ravenna, daß sie dessen Gesandten nicht einmal eine Audienz gestatten wollten, weshalb er genöthigt war, zurückzukehren, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben. Es fiel dadurch kein Flecken auf ihn, aber die erlittene Kränkung verletzte ihn aufs tiefste und von diesem Augenblicke an lagerte sich eine Schwermuth auf ihn, die so nachtheilig auf seine ohnehin schon geschwächten Körperkräfte einwirkte, daß er im September 1320 seinen letzten Athemzug aushauchte.

Sein Tod ward von seinem Freunde Guido und ganz Ravenna auf das Schmerzlichste beklagt, und sie bewiesen ihm ihre Liebe und ihre Achtung durch die Ehrenbezeugungen, die sie seiner Staubeshülle spendeten. Die grobe Franziskaner Kutte, die er in der letzten Zeit getragen, ward gegen ein reiches, prachtvolles, seiner Geburt und seinem Genie angemessenes Gewand vertauscht, sein Begräbniß ward mit Pomp gefeiert, als ob er der Fürst des Landes und kein heimathloser Verbannter gewesen sei. Guido selbst hielt seine Leichenrede, worauf er zur langen Ruhe in der Franziskanerkirche zu Ravenna beigesetzt wurde. Cardinal Bembo ließ ihm einige Jahre später ein prachtvolles Denkmal errichten, ein Tri-

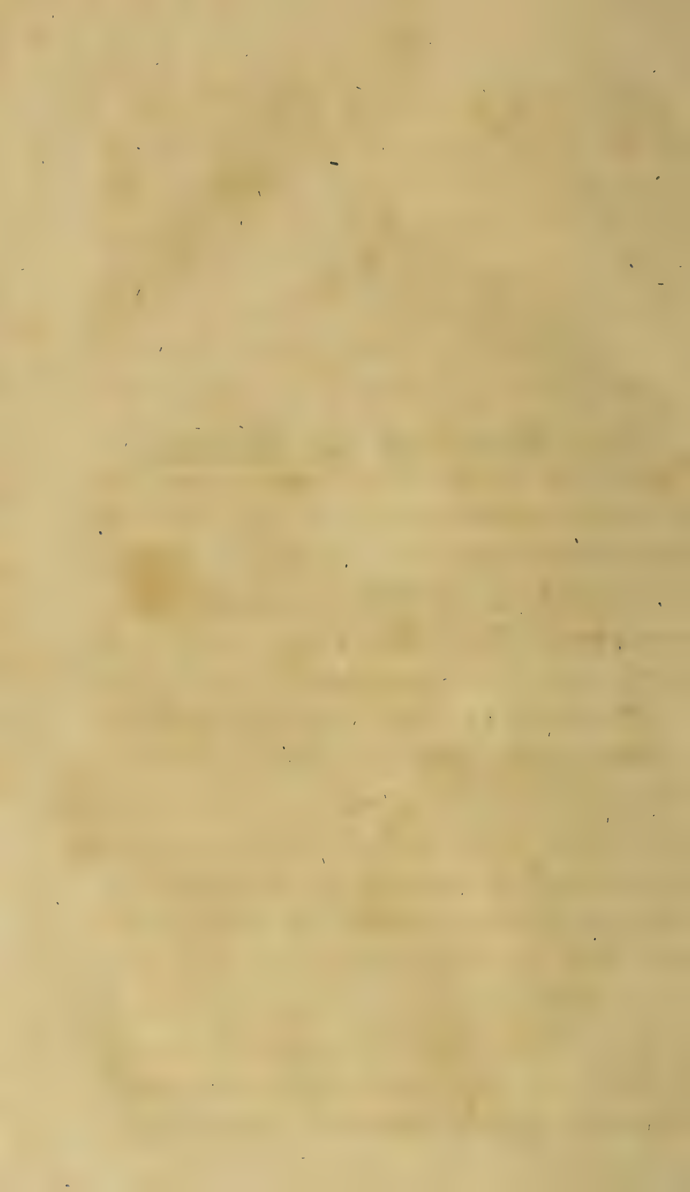
but, dessen es kaum bedurft hätte, denn Duranti Alghieris Werke werden noch lange ein dauerndes Monument für seinen Genius bleiben, selbst dann noch, wenn die köstliche Säule seines Freundes, der Gewalt der Elemente unterliegend, längst in Staub zerfallen sein wird.

Erst ein Jahrhundert später flehte Florenz demuthsvoll um seine heiligen irdischen Ueberreste, damit sie ruhen könnten in der von ihm so heiß geliebten Erde; aber vergebens war dies Gesuch. Ravenna würdigte zu sehr die Reliquien des Dichters, und sein Leichnam blieb unangetastet in Ravenna. Die Florentiner mußten sich damit begnügen, Dantes Portrait, von Giotto gemalt, aufzuhängen, und eine Professur zu schaffen, um seine herrliche Comödie divina zu erklären, welchem Amte zuerst Boccaz vorstand, dem darin später die gelehrtesten Männer von Florenz folgten. Bologna, Pisa, Venedig und andere Städte ahmten diesem Beispiele nach, und bald erschallte durch ganz Italien der Name: Dante, der Schöpfer der italienischen Poesie.



Das Gespenst des Ritters.

Novelle.



In einer der nördlichen Grafschaften Englands, an der Gränze einer ausgedehnten Waldung, und viele Meilen entfernt von jeder menschlichen Behausung, stand vormals ein geräumiges unregelmäßiges Gebäude, welches als Pachthof benutzt wurde. Das Innere desselben, war mit Ausnahme einer Reihe von Gemächern, nur einfach möblirt, und die riesigen Balken, welche dem ganzen Bau Stärke und Festigkeit verliehen, waren von keinen Tapeten bedeckt, sondern zeigten sich roh wie sie von der Axt behauen wurden; die Hand der Zeit allein hatte ihre Rechte auf sie geltend gemacht. Die Gemächer dagegen, welche von dieser Einfachheit eine Ausnahme machten, waren viele Jahre vor dem Anfange dieser unsrer Erzählung, fürstlich ausgeschmückt worden, und zwar von dem Grafen von Rochewelle, welchem dies Gebäude angehörte. Nach dem Tode

des Grafen überließ dessen Sohn, der Erbe seiner Titel und Besitzungen, dieses Haus, einem jungen Manne, Namens Landson, welcher die einzige Tochter des früheren Pachters geheirathet hatte; und alles im Innern, wie in der Umgebung des Pachthofes, trug den Stempel der Sorgfalt und der Industrie des Pachters und seines Weibes.

Es war die Gewohnheit des Grafen, wie es die seines Vaters gewesen war, einen Theil des Sommers auf dieser seiner Besitzung zu verleben, und diesmal war er von seiner Tochter Editha begleitet. Noch bevor er nach seiner Ankunft auf dem Pachthofe, Zeit hatte, sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen, erhielt er plötzlich die Kunde, daß höchst wichtige Angelegenheiten seine Gegenwart in einem entfernten Theile des Königreichs erforderlich machten. Er überließ demgemäß die junge Lady Editha der Sorge des Pachters und seiner Gattin, so wie der Gesellschaft ihrer Tochter Bertha, welche auf seine Veranlassung eine Erziehung über ihrem Stande erlangt hatte, und trat seine Reise an, von der er erst nach mehreren Wochen zurückkehren konnte.

Es war Edithas erster Besuch auf dem Pachthofe, und mit der Vorliebe für alles Neue, die allen Menschen mehr oder weniger anhängt, entzückte sie

der Gedanke, frei und ungehindert in der schönen Gegend umherschweifen zu können, in Berthas Gesellschaft und nur von Dennis einem alten treuen Diener begleitet, dessen Jahre ihn aber verhinderten, den beiden jungen Mädchen überall zu folgen.

Das Pachthaus war der Gränze des Waldes so nah, daß sich, wenn die Sonne hinabsank, die Riesen-Schatten der Bäume, über den Weg bis zur Hausthür hin dehnten, und das Rauschen des Windes in den Blättern die Bewohner des Pachthofes häufig in den Schlaf lullte. Für ein mit einer blühenden Phantasie begabtes Wesen, wie Editha, deren Hang zum Abergläubischen durch die Erzählungen ihrer alten Amme in ihrer Kindheit genährt worden war, hatte die gänzliche Einsamkeit ihres jetzigen Aufenthaltes einen ganz außerordentlichen, unbeschreibbaren Reiz, und oft sandte sie, in einer mondhellen Nacht, von dem Fenster ihres Zimmers aus, ihren Blick nach den dunkelsten Stellen des Waldes, wo ihr dann die sich im Winde hin und her bewegenden Bäume, wie Nachtgeister erschienen, aufgestellt um die Waldung zu bewachen. Dann erfaßte sie ihre Laute, und griff in die Saiten, um eine Melodie hervorzurufen, welche mit dem Blätterrauschen der alten Eichen im Einklange stände.

Als sie so eines Abends noch später als gewöhnlich an ihrem Fenster dasaß, glaubte sie plötzlich durch die Töne ihrer Laute, ein durchdringendes schrillendes Pfeifen zu vernehmen, so als ob, wie man ihr erzählt hatte, ein Räuberhauptmann seine Bande zusammen rufen wolle. Sie lehnte sich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hinaus, so weit sie konnte, denn der Schall hatte mit Blitzesschnelle bei ihr die Erinnerung an alle jene grauenvollen Geschichten geweckt, welche ihr von Banditen und Räubern erzählt worden waren, die zur Nachtzeit aus ihren dunkeln Schlupfwinkeln schleichen, um friedliche Wohnungen und arglose Wanderer zu überfallen. Ihr Schrecken aber wuchs ungemein, als sie jetzt die Umrisse einer menschlichen Figur gewahrte, welche sich an der Gränze des Waldes hin und her bewegte; plötzlich aber trat die Gestalt rasch aus dem Schatten hervor und stand nun da, klar und deutlich, von hellem Mondlicht bestrahlt. Von Entsetzen erfaßt, fuhr ihre Hand unwillführlich über die Saiten ihrer Laute; der Ton verhallte schnell, aber er hatte dennoch das Ohr des Unbekannten erreicht, denn derselbe fuhr mächtig zusammen, schlug sein Auge empor zu dem Fenster und verschwand im nächsten Moment in dem Dickicht der Waldung.

Am folgenden Morgen theilte sie das, was sie

erschaut, der Frau des Pachters mit und äußerte die Besorgniß, daß sich im Walde eine Räuberbande befinden könne.

„Nicht also, Milady," antwortete die Pachterin, „das glaubt nicht, ich habe hier von Kindesbeinen an gelebt und von einem Räuber nie etwas gesehen, noch gehört. Ach nein, nein! das, was Ihr schauet, war kein lebendiges Wesen, es war ohne Zweifel das Gespenst des Ritters, und ganz sicher wird das edle Haus von Rochewelle bald eine große Freude, oder einen großen Schmerz erleben. Dreimal schon ward dasselbe früher als jetzt hier im Pachthofe geschauet; einmal vor dem Tode des Grafen, Eures Großvaters; das zweite Mal vor der Vermählung Eures Vaters mit Eurer seligen Mutter, — und das dritte Mal kurz vor dem Tode der Letzteren. War nicht die Gestalt, die Ihr gewahrtet, hoch und schlank?"

„So war es in der That," erwiederte Editha, indem sie ihrer Stimme unwillkührlich den feierlichen Ton verlieh, welcher die Rede der Frau Landson bezeichnete.

„Trug sie nicht auf dem Haupte eine Mütze mit langen Federn, welche, so als ob sie gebrochen wären, auf die linke Schulter hinabhingen?

„Ja, ja, ganz so!"

„Und als die Gestalt in das helle Mondlicht trat, gewahrtet Ihr nicht da etwas Glänzendes auf ihrer Brust?"

„Das that ich, allerdings!"

„Dann, meine theure Lady," fuhr die Frau noch feierlicher fort, „dann habt Ihr unbestreitbar das Gespenst des Ritters geschaut! Ich wollte Euch gern die Geschichte desselben erzählen, aber ich muß an die Arbeit, denn obgleich meine Mima eine gute, wackre Magd ist, muß sie dennoch stets angewiesen werden. Wenn Ihr diesen Morgen Euren Spaziergang macht, soll Bertha mit Euch gehen und Euch alles erzählen, an irgend einer schattigen Stelle des Waldes, wo sich dergleichen besser anhört, als wenn die Sonne Euch hell bescheint."

Bertha, ein fröhliches, leichtherziges Mädchen, welche seit ihrer frühesten Kindheit fast nur unter dem Laubdache des Waldes gelebt hatte, fühlte, so sehr sie sich auch geängstigt haben würde, dem Gespenste des Ritters zur Nachtzeit zu begegnen, dennoch auch nicht die kleinste Furcht, demselben in dem dunklen Laubschatten bei hellem Tage entgegen zu treten. Auch Edithas Besorgniß schwand, als die Sonne ihre Strahlen wolkenlos über die Landschaft herabsandte, gleich dem Nebel dahin, und noch früher als sonst wanderten daher die beiden Mädchen

in das grüne Dickicht hinein, pflückten die wilden Blumen und mischten ihr heitres Geschwätz und Gelächter in den muntern Gesang der befiederten Waldbewohner.

„Hier sind wir an einem trefflichen Ruheplatz,“ sprach endlich Editha, als sie an dem Fuße einer mit Gebüsch bewachsenen grünen Anhöhe anlangten, „hier wollen wir uns niedersetzen, während Du mir die Geschichte von dem Gespenst des Ritters erzählst.“

Die balsamreiche Morgenluft regte kaum das grüne Laubdach; die tiefste Stille herrschte rings um sie her in dem köstlichen Dämmerlichte, das sie umgab, während in dem sich zu ihren Füßen hinschlängelnden Waldbache durch eine weniger dichte Stelle des Waldes, die Sonne spiegelte.

War es nun der Einfluß der Scene, oder der Gedanke an das, was sie vernehmen sollte, genug Lady Editha glaubte Berthas Züge noch nie so feierlich geschaut zu haben, als jetzt, da sie sich zu ihren Füßen niederließ, um ihrem Verlangen zu willfahren.

„Sir Ryan," begann Bertha ihre Erzählung mit gedämpfter Stimme, „stammte aus einer edlen sächsischen Familie ab, der die übermüthigen Normannen ihre ausgedehnten Besitzungen entrissen hatten. Obgleich arm, wagte er es dennoch den Blick der Liebe zu der reizenden Tochter und Erbin eines mächtigen normannischen Grafen zu erheben. Anfangs führte sie der Zufall zusammen, damals nämlich, als sie ihren Vater, den Grafen von Newberry auf eines seiner Schlösser begleitete, das nur ungefähr vier Meilen von hier entfernt liegt, an der entgegengesetzten Seite des Waldes. Syr Ryan war ein schöner galanter Herr, mit liebenswürdigen Manieren und wenn gleich Lady Eleonore sich anfangs stellte, als blicke sie verächtlich auf seine Bewerbung, schwand ihre Strenge nach und nach und bald trafen sie an einer gewissen Stelle der Waldung zusammen. Eine große Anzahl von Rittern strömte damals dem Könige Richard Löwenherz zu, welcher im Begriff stand nach dem heiligen Lande unter Segel zu gehen, „Schließt Euch dem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen an," sprach Eleonore, „und meine Hand soll die Eurige werden." — Sir Ryan war tapfer und ihn durstete nach kriegerischem Ruhme, er war demnach sogleich bereit der Geliebten zu gehorchen. Ihre letzte Zusammenkunft fand an

ihrem Lieblingsplätzchen statt. Als sie sich trennten übergab ihm Eleonore ein diamantenes Kreuz von großem Werthe, wobei sie es ihm zur Bedingung machte, daß er sich jedesmal damit schmücken solle, wenn er zur Schlacht ziehen würde Er dagegen gab ihr zum Andenken einen Ring, auf dem sich ein von Saphyren geformtes Herz befand.

Die wunderbarsten Erzählungen von den Heldenthaten des jungen Ritters, welcher in jedem Kampfe das strahlende Kreuz auf seiner Brust trug, fanden oft den Weg nach dieser seiner heimathlichen Insel. Wenn von seiner Tapferkeit die Rede war, erglühte Leonore und ihr Auge strahlte im ungewöhnlichen Glanze. Endlich traf die Kunde ein, daß der Kreuzzug beendet sei und daß die übrig gebliebenen Kämpfer die Heimfahrt angetreten hätten.

Von da an harrte Lady Leonore täglich der Rückkehr ihres Geliebten an den Fenstern ihres Thurmgemachs, an dem sie seit der Trennung von ihm alle ihre Mußestunden verbracht hatte. Einst, in einer schönen, hellen Mondnacht, als alle übrigen Bewohner des Schlosses schon im festen Schlaf lagen, weilte sie noch an ihrem Fenster, in trüben Gedanken versunken ob des langen Ausbleibens ihres Geliebten; da sah sie plötzlich eine Gestalt, die aus dem Dickicht des Waldes in das helle Mondlicht

hervortrat. Ein einziger Blick sagte ihr wer diese Gestalt sey. Der Helm war aufgeschlagen, die Mondesstrahlen beleuchteten das Gesicht und dasselbe erschien ihr bleich und geisterartig. Zwei lange schwarze Federn waren geknickt und hingen über die linke Schulter herab, das Kreuz, welches sie ihm einhändigte, glänzte auf seiner Brust.

Eleonores Geliebter blickte auf zu dem Fenster und winkte ihr, daß sie sich zu ihm hinab begeben möchte. Sie folgte dem Zeichen, und als sie aus dem Schlosse getreten war, winkte er ihr neuerdings, daß sie ihm zu der Stelle folgen möge, wo sie sich zum Letztenmal getroffen hatten. Er schritt voran und zwar so schnell, daß Leonore sich nur vergeblich bemühte, ihn zu erreichen. An der Stelle, wo sie von einander Abschied genommen hatten, hemmte der Ritter seine Schritte und wandte sich zu Leonoren. Der Mond sandte sein volles Licht auf ihn hinab, und jetzt erblickte Leonore auf seiner Brust, dicht bei dem Kreuze, eine tiefe Wunde, der das Blut langsam entträufelte. Bis diesen Augenblick war kein Wort, kein Laut über ihre Lippen gekommen, jetzt aber stürzte sie mit einem lauten Schrei auf ihn zu; eine Ohnmacht aber überwältigte sie und sie sank bewußtlos zu Boden. Als sie wieder zum Leben er=

wachte; war Sir Ryan verschwunden; sie rief mehrmals seinen Namen, erhielt aber keine Antwort und durchwanderte suchend nach ihm bis zum Anbruch des Tages den Wald. Kaum war sie, bleich und erschöpft, in das Schloß zurückgekehrt, als ein Reuter von fremdartigem Ansehen, auf schaumbedecktem Rosse, anlangte und zu ihr geführt zu werden wünschte. Er war der vertraute Freund des Sir Ryan gewesen, den er in der letzten Schlacht fallen sah, welche die Europäer gegen die Sarazenen gefochten hatten; der Sterbende hatte ihn beauftragt, das diamantene Kreuz den Händen der Lady Leonore wieder zu übergeben.

Von diesem Augenblick an ging mit der armen Lady eine gänzliche Umwandlung vor, ja mitunter gewahrte man in dem Blick ihres dunklen Auges den Ausdruck der Geistesverwirrtheit. Sie war nie zu überreden, das Schloß zu verlassen, sondern verlebte fast alle ihre Stunden an dem Fenster ihres Thurmgemachs, von welchem sie in jeder Mondnacht sehnsuchtsvoll hinausschauete nach dem Geliebten. Das diamantene Kreuz und der Ring mit den Saphiren sind beide in der Familie aufbewahrt worden und sollen sich jetzt in dem Besitz des jungen Grafen von Newberry befinden, welcher

jeden Sommer einige Wochen in dem alten Schlosse verlebt."

Grade als Bertha diese ihre Erzählung beendigt hatte, gewahrten die jungen Mädchen einen Reuter, welcher mit vielem Anstande und großer Leichtigkeit sich daher bewegte, obgleich seine Kleidung nur einen gewöhnlichen Dienstmann zu bezeichnen schien. „Das ist einer von den Leuten des Grafen von Newberry," flüsterte Bertha, als er sich der Stelle näherte, wo die beiden Mädchen saßen.

„Wenn das der Diener ist, wie mag erst der Herr sein?" dachte Lady Editha, indem sie einen flüchtigen Blick über den Reitersmann gleiten ließ, dessen Wesen die edelste Haltung und eine fast fürstliche Würde zeigte. Als er an ihnen vorüber ritt, grüßte er höflich und zeigte eine hohe, weiße Stirn, von dunkeln Locken umkräuselt. Die fröhliche Bertha ergoß sich in Lobsprüchen über die Schönheit des jungen Mannes, Lady Editha aber erwiederte nichts darauf, obgleich sie den ganzen übrigen Tag lang das edle Antlitz und das anmuthige Wesen des Fremden nicht vergessen konnte.

Als der Abend hinabsank, nahm sie ihren Platz

am Fenster wieder ein, nicht ohne kleine Anwandlungen abergläubischer Furcht zu empfinden, wenn sie der Geschichte des gespenstischen Ritters gedachte. Sie ließ heute ihre Laute ruhen und betrachtete die Schatten der Bäume, die sich über den Pfad hindehnten, auf dem sie in der letzten Nacht die geheimnißvolle Gestalt geschauet hatte. Da vernahm sie plötzlich wieder das laute schrillende Pfeifen, das aber näher zu sein schien, und von Schrecken erfaßt, fuhr sie zusammen. Obgleich sie, wie alle schwärmerischen Menschen, sehr geneigt war, ihre Phantasie mit abergläubischen Gebilden zu nähren, so sagte ihr doch jetzt ihr gesunder Verstand, daß der Wald von materiellen Gestalten, und nicht bloß von Luftbildern bevölkert sein müsse.

Ein zweites Pfeifen erscholl und ward mehrmals wiederholt; aber es ward immer schwächer und schwächer, so als ob es sich entferne. Obgleich sie beharrlich bis spät in der Nacht am Fenster blieb, zeigte sich ihren Augen weder eine gespenstische Erscheinung, noch irgend ein Wesen körperlicher Art. —

Am folgenden Tage gebot Lady Editha, vielleicht vermuthend, daß der junge Reitersmann denselben Weg wählen möge, dem alten Diener Dennis, sie und Bertha auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange

zu begleiten. Trotz dem Wunsche ihrer jungen Gefährtin, an ihrem Lieblingsplätzchen zu verweilen, schlug Editha den Weg nach einer anderen Seite des Waldes ein, wo sich gleichfalls eine anmuthige Stelle befand; kaum aber hatten sie dieselbe betreten, als sie plötzlich, zum Theil von den Bäumen versteckt, ein grasendes Pferd gewahrten, welches an einen Baum gebunden war. Es war dasselbe edle, schöne Thier von gestern, mit demselben einfachen und geringen Reitzeuge, so daß Bertha nicht umhin konnte, ein schelmisches Lächeln an Editha zu richten, deren Wange hoch erglühte. In diesem Augenblicke vernahmen die beiden jungen Mädchen ein Geräusch zwischen den Bäumen; sie blickten nach der Richtung hin, von woher es zu ihren Ohren drang und gewahrten den jungen Reuter, welcher, so wie er sie erblickte, plötzlich seine Schritte hemmte. Als die Augen der Lady Editha den seinigen begegneten, verbeugte er sich mit Anstand, obgleich er sehr verlegen schien. Nach einem kurzen Zögern aber trat er näher, bat um Verzeihung, wegen seiner Störung, band sein Pferd von dem Baume los, schwang sich mit großer Leichtigkeit in den Sattel und sprengte von dannen.

Am folgenden Tage beschloß Lady Editha den Wald zu vermeiden und sie schlug daher Bertha vor,

gemeinschaftlich mit ihr einen Spazierritt zu machen. „Wie," fragte die Letztere, als sie sah, daß ihre Gefährtin das Pferd nach der Landstraße lenkte, „Ihr habt doch nicht etwa Lust, auf dem staubigen Wege zu reiten, da sich uns in unsrem Walde so grüne schattige Pfade darbieten?"

Lady Editha fühlte bei Berthas Worten, wie ihr Vorsatz zu schwinden begann, und um in demselben nicht wankend zu werden, richtete sie auch nicht einen einzigen Blick auf das sammtene lockende Grün des geliebten Waldes, in den tausend melodiereiche Stimmen der befiederten Bewohner desselben sie hineinriefen, sondern setzte, ohne etwas zu erwiedern, ihren Weg fort, indem sie Dennis schweigend einen Wink gab, ihr zu folgen. Bertha, auf deren Lippen wieder das schelmische Lächeln bemerkbar war, blickte flüchtig nach dem Walde hin um zu erspähen, ob sich der hübsche Reitersmann dort nicht irgendwo zeige, dann folgte auch sie der jungen Lady. Sie waren aber kaum eine Meile weit geritten, als sie plötzlich eben denjenigen erschaueten, den Editha hatte vermeiden wollen, und der jetzt langsam auf einem Pfade daherritt, der von dem Walde nach der Landstraße führte. Grade als Lady Editha ihn erblickte, sprang ein kleiner Hund über die Hecke, worüber ihr Pferd so sehr erschrak, daß es einen

mächtigen Sprung zur Seite machte, welcher, wäre Editha eine weniger geübte Reiterin gewesen, sie aus dem Sattel geworfen haben würde. Dennoch aber ward es ihr sehr schwer, das sich bäumende Roß zu bändigen, und schon schwand ihre Kraft, da wurden plötzlich die Zügel des Thieres von kräftiger Hand gefaßt, wobei sie sich zugleich von einem Arm erfaßt fühlte, der ihren Sturz vom Pferde verhinderte. Mit Dennis Beistand ward Lady Editha darauf aus dem Sattel gehoben und in den Schatten eines Baumes getragen. Als sie aus dem ohnmächtigen Zustande, in den sie gesunken war, wieder erwachte, schauete sie gerade in zwei dunkle, flammende Augen, die zu ihr in einer Sprache redeten, die sie nie wieder vergessen konnte.

So heftig auch bei der unerfahrenen Editha der Kampf zwischen der Liebe und dem Stolze war, so trug dennoch die erste vollständig den Sieg davon, und kaum war noch eine Woche vergangen, so war auch schon unter dem grünen Laubdache des Waldes zwischen ihr und dem jungen Reutersmann der Schwur ewiger Treue gewechselt worden. Er hatte ihr ganz aufrichtig gestanden, daß er ganz und gar von dem Grafen Newberry abhängig sei, daß er aber hoffen könne, bald zu einer höheren Stellung erhoben zu werden.

Während dies alles sich zutrug, glaubte Editha, wenn sie Nachts den süßesten Gedanken hingegeben, an ihrem Fenster verweilte, oftmals mehrere Gestalten zu gewahren, welche sich längs der Grenze des Waldes hinbewegten, mitunter ihre Schritte hemmten und das Haus zu beobachten schienen. Sie erwähnte dieses Umstandes gegen Normann, so hatte sich ihr Geliebter genannt, und erzählte ihm, wie sie oftmals in der Waldung ein scharfes durchdringendes Pfeifen vernommen habe. Ihr Bericht schien ihn ernst und nachdenkend zu stimmen, obgleich er ihr, um sie zu beruhigen, versicherte, daß keine Ursache des Schreckens vorhanden sein könne. Was den Pachter Landson betraf, so bemerkte er, daß er und die Seinigen hier über zwanzig Jahre lang unbelästigt gelebt hätten und daß sein Vertrauen auf ihre Sicherheit nicht wankend gemacht werden könne; seine Frau ihrerseits neigte sich bei ihrem Hange zum Aberglauben zu der Ansicht hin, daß alles, was die Lady Editha geschauet, in das Reich des Uebernatürlichen gehöre. Der Pachter nahm daher auch keinen Anstand, sich auf einen nicht weit entfernten Markt zu begeben, wohin ihn seine Geschäfte riefen und wo er die Nacht über bleiben mußte, so daß jetzt in dem Pachthofe sich außer Editha und dem alten Dennis, niemand befand, als Frau Landson, ihre

Tochter, ihre Magd und ihr achtzehnjähriger Sohn. Frau Landson that, was sie vermochte, ihrem Gatten seinen Vorsatz auszureden und bemerkte angsterfüllt: „das Gespenst des Ritters könne leicht während seiner Abwesenheit Besitz von dem Hause nehmen.“

„Wenn auch,“ lachte der kräftige Pachter, „das Ale und den Käse, so wie den Wein und das Wildpret, welches wir für unsern Herrn Grafen Rochewell aufbewahren, wird es schon unangetastet lassen, denn Gespenster essen und trinken bekanntlich nicht.“

„Das würde ja seinen Besuch noch entsetzlicher machen,“ bemerkte die wackre Hausfrau, „denn mir ist nichts grauenvoller, als so eine Gestalt im Hause zu haben, die weder ißt noch trinkt.“

Am Morgen des Tages, an welchem Landson den Pachthof verlassen hatte, machte sich Editha, da Bertha Geschäfte halber diesmal zu Hause bleiben mußte, nur von dem alten Dennis begleitet, auf, um ihren Geliebten im Walde zu treffen. Wenn sie sich bei ihm befand, vergaß sie ganz und gar den Dienstmann des Grafen Newberry, gedachte sie nur der edlen Gefühle und Grundsätze, welche seinen Lippen entströmten. Früher hatte sie voller Lust dem Gesange der Vögel, dem Rauschen der Blätter

und dem Plätschern des Waldbachs gehorcht, hatte mit Wonne die von dem Winde hergetragene balsamreiche Luft eingeathmet, hatte in den Reizen der sie umgebenden Natur geschwelgt, jetzt hatte sie nur Auge und Ohr für Normanns edle Züge und für seine wohllautende schöne Stimme, die zu ihr von seligen Empfindungen sprach, welche aus seinem Herzen kamen und also auch zu ihrem Herzen dringen mußten. Die Morgenstunden waren den Liebenden unter süßem Gekose vergangen, da mahnte die Mittagsstunde Norman daran, daß es Zeit sei, sich zu trennen.

„Wir werden uns wahrscheinlich in den nächsten Wochen nicht wiedersehen, Du Theure," sprach er, „der Graf von Newberry will sich morgen nach Schottland begeben, einiger Verbesserungen wegen, die er auf einer ihm kürzlich zugefallenen Besitzung vornehmen lassen will.

„Wie, und da mußt Du ihm folgen?" fragte Editha.

„Ganz gewiß, wo der Graf ist, darf auch ich nicht fehlen." —

Nachdem Norman darauf einige Augenblicke lang schweigend dagestanden hatte, fragte er Editha, ob sie den Grafen schon irgendwo gesehen habe. Sie gab ihm eine verneinende Antwort. „Ich hörte,"

fuhr er etwas stockend fort, „daß er die Absicht habe, nächstens bei dem Grafen von Rochewell, Deinem Vater, um Deine Hand anzuhalten. Geschieht das Editha, kann ich hoffen, daß Du des armen Norman gedenken wirst?“

„Den kann ich nimmer, nimmer vergessen!“ antwortete Editha bewegt.

„Ich bin beruhigt, mein theures Mädchen,“ versetzte der junge Reutersmann, „ich habe Dein Herz erkannt und weiß jetzt, daß weder Reichthum noch Titel Dich verlocken werden, Deinen Treuschwur zu brechen.“ Er preßte ihre Hand mit großer Innigkeit an seine Lippen, schwang sich in den Sattel und sprengte von dannen.

Erst mehrere Stunden nach der Trennung von ihrem Geliebten war Editha im Stande, über das nachzudenken, was Norman ihr rücksichtlich des Grafen von Newberry berichtet hatte. Sie hatte oft gehört, wie ihr Vater, welcher mit dem Letzteren bekannt war, seiner mit großem Lobe erwähnte, und sie wußte seit langer Zeit schon, daß er ihn mit Freude zum Eidam annehmen würde. Woher sollte sie den Muth nehmen, die Hand eines so hochgestellten, allgemein geachteten Edelmannes zurückzuweisen, und als Ursache ihrer Weigerung zu erklären, daß sie seinen Dienstmann liebe? Nur die Erinnerung

an den Heißgeliebten, welcher nach ihrer Meinung an inneren und äußeren Vorzügen keinem Edelmanne Englands nachstand, vermochte ihre Herzensangst einigermaßen zu beschwichtigen.

Bald nach dem Mittagsmahle bemerkte Abel Landson, der achtzehnjährige Sohn des Pachters, seiner Mutter, daß in einer Entfernung von ungefähr vier Stunden von dem Pachthofe, am folgenden Tage ein ländliches Fest stattfinde, dem er beizuwohnen wünsche und weshalb er, da dasselbe schon früh Morgens beginne, um die Erlaubniß bitte, sich sogleich dorthin auf den Weg machen zu können.

„Wie, Abel," fragte Frau Landson, „soll etwa während Deiner Abwesenheit das Gespenst des Ritters mich, Deine Schwester und unsre gute Lady Editha entführen?"

„Wenn der Geist sich das vorgenommen hat, so kann ich es doch nicht hindern," antwortete der junge Bursche, „ich verstehe mit den Geistern nicht umzugehen, darum rückt nur heraus mit dem Baaren, Mutter, dann werde ich Euch auch etwas Schönes mitbringen."

Frau Landson war eine höchst gutmüthige Frau,

ihr Sohn war ihr Liebling, und so suchte sie die Gespensterfurcht von sich abzuschütteln und händigte ihrem Sohn Geld ein, wobei sie ihn ermahnte, hübsch sparsam damit umzugehen.

Abel war bereits mehrere Stunden fort, und schon ging die Dämmerung in vollständige Dunkelheit über, als plötzlich ein lautes Geräusch an der äußeren Thür vernehmbar wurde. Dies war in diesem einsam gelegenen Hause kein gewöhnliches Ereigniß und Frau Landson, welche sich mit ihrer Magd Mima allein befand, fing vor Furcht zu zittern an; noch bevor sie ihren Muth wieder gesammelt hatte, öffnete sich die Thür der Halle und herein trat ein rüstiger Mann von mittlerem Alter, welcher ein Hausirer zu sein schien, ohne Umstände seinen Packen auf die Bank legte und sich ohne weiteres daneben setzte. Frau Landson erhob sich sogleich und setzte dem Fremden mit einer Bereitwilligkeit, welche von ihrer Gastfreiheit zeigen sollte, aber eigentlich nur ein Ergebniß ihrer Furcht war, den Ueberrest einer Wildprettpastete vor, wobei sie sogleich Mima gebot, eine Flasche vom bestem Ale herbei zu schaffen. Der Hausirer nahm die Einladung, von dem ihm Vorgesetzten zu genießen, mit einer gewissen derben Höflichkeit an, während er, wie sorglos, seine Blicke in der Halle umherschweifen

ließ und das einfache Geräth betrachtete. Während dieses vorging, wurden plötzlich laute Stimmen an der äußeren Thür vernehmbar und gleich darauf führte der alte Dennis einen zweiten Fremden ein, dessen reicher sammtener Anzug aber, so wie sein mit Edelsteinen geschmücktes Barett einen vornehmen Stand verkündeten. Er verbeugte sich tief, wenn gleich etwas ungeschickt, gegen Frau Landson, welche seine Begrüßung mit einem ehrerbietigen Knixe erwiederte. Er benachrichtigte sie, daß es seine Absicht gewesen sei, noch vor Anbruch der Nacht das Schloß seines Freundes, des Grafen von Newberry zu erreichen, da es aber etwas zu spät geworden sei und er sich von dem Ritte ermüdet fühle, so nähme er jetzt ihre Gastfreiheit in Anspruch. Sie versicherte mit vieler Ergebenheit und Höflichkeit, daß sie sich durch seinen Besuch ungemein geehrt fühle, worauf sie den alten Diener Dennis bei Seite zog und sich mit ihm berieth, ob es nicht gerathen sei, einige Flaschen von dem Weine, den der Herr Graf von Rochewell zu seinem eigenen Gebrauche hergesandt hatte, dem hohen Fremden vorzusetzen.

„Auf jeden Fall," antwortete Dennis, „denn er sagte mir vor der Thür beim Absteigen, daß er unsern Herrn Grafen oft bei Hofe gesehen habe."

Während Dennis in den Keller hinabstieg, um

den Wein zu holen, nahm Frau Landson einen Schlüssel von dem Bunde, das an ihrem Gürtel hing, schloß einen Schrank auf, in welchem sich das, dem Grafen zugehörende, Silbergeschirr befand und nahm einen köstlich gearbeiteten Becher und mehrere reiche Schüsseln heraus. Mit Mimas Hülfe war bald darauf der obere Theil des Tisches mit einer frisch gebackenen Wildpretts-Pastete und mit mehreren anderen Leckerbissen besetzt, welche für den Grafen von Rochewell bereitet waren, dessen Rückkehr man jetzt täglich erwartete. Da Frau Landson in ihrer großen Eile vergessen hatte, die Thür wieder zu schließen, so war das darin enthaltene reiche Silbergeschirr, in dessen Glanze sich das Licht der Lampe spiegelte, dem Anblick des Hausirers offen dargeboten, welcher seit dem Eintreten des Fremden im düstern Schweigen dagesessen hatte; als er indeß seine Flasche Ale geleert, hätte ein aufmerksamer Beobachter gewahren können, daß zwischen ihm und dem Gaste am obern Ende der Tafel ein Blick des Einverständnisses gewechselt wurde. Darauf erhob sich der Hausirer und begann einen Theil seines Packens auszukramen. In diesem Augenblick trat Editha und Bertha, welche keine Ahnung hatten, daß Fremde zugegen wären, in die Halle. Der Fremde am Tische erhob sich alsobald und verbeugte

sich vor Lady Editha, wie er glaubte, mit vielem Anstande, sein Benehmen dabei aber erschien fast lächerlich.

„Ich habe hier viele Waaren, woran die Damen Gefallen finden werden," nahm darauf der Hausirer das Wort und sofort begann er das Beste seines Vorraths vorzulegen. „Hier ist eine Spitzenhaube," fuhr er zu Lady Editha gewandt fort, „so schön, wie sie die Königin nur tragen kann, und hier köstliche Handschuhe, sanft nnd weich und nach lauter Rosen duftend." — Als er auf diese Weise fortfuhr, seine Waaren auszukramen und zu preisen, bemerkte die junge Lady, daß er sein Auge oft zu dem Fenster erhob, an welchem er stand, und als er sich zufällig bückte, um ein ihm entfallenes Stück wieder aufzuheben, gewahrte sie deutlich, daß außer dem kleinen Messer, daß er im Gürtel trug, auch noch ein weit größeres unter seinem Wamse verborgen war. Ihr Schrecken aber ward noch mehr gesteigert, als sie gleich darauf einen Mann erblickte, der am Fenster vorüberglitt; sie behielt indessen scheinbar ihre Ruhe bei, während sie Seidenzeug für Frau Landson, ein Paar Handschuhe für Bertha und einige Kleinigkeiten für Mima kaufte.

Da der Unbekannte am Tische jetzt sein Mahl vollendet hatte, erhob er sich und näherte sich der

Gruppe, worauf er die Spitzenhaube erkaufte und Lady Editha ersuchte, sie als eine Gabe von ihm anzunehmen. Sie wies das Geschenk bestimmt zurück, und nunmehr bot er die Gabe der Lady Landson, welche nicht den Muth hatte, sie abzulehnen und sie endlich nach einiger Weigerung annahm. Unterdessen hatte der Hausirer seinen Kram wieder eingepackt, und er sprach jetzt seinen Wunsch aus, auf dem Pachthofe übernachten zu können. Obgleich bei der einsamen Lage des Hauses die Gesetze der Gastfreiheit der Frau Landson verboten Einwendungen zu machen, so fühlte sie doch bei dem Anblick der düstern Gesichtszüge des Fremden die Furcht sich erneuern, die sie bei seinem Eintreten empfunden hatte; wenn sie aber auf ihren zweiten Gast blickte, der ihrer Meinung nach gewiß eben so tapfer als großmüthig war, faßte sie Muth und erklärte dem Hausirer, daß er in ihrer Behausung willkommen sei. Was Lady Editha betraf, so setzte sie so wenig Vertrauen in den Letzteren, wie in den Hausirer, und ihr Argwohn rücksichtlich Beider bestätigte sich. Eben als sie im Begriff war, die Halle zu verlassen, erblickte sie einen Mann, der durch eines der Fenster hereinschauete und ein Zeichen machte, welches von dem reichgekleideten Fremden durch ein ähnliches Zeichen beantwortet wurde. Jetzt überwältigte sie

der Schrecken fast und einen Augenblick lang war sie, um nicht zu Boden zu sinken, genöthigt, sich an die Wand zu stützen, denn sie zweifelte jetzt nicht mehr, daß die anwesenden Fremden zu einer Räuberbande gehörten und sich verkleidet in das Haus geschlichen hätten. Sie wußte in ihrer Angst nicht, was sie beginnen sollte, ob sie das, was sie gesehen hatte und was sie fürchtete, der Frau Landson und Bertha mittheilen solle, oder nicht.

Endlich beschloß Editha einen Augenblick in ihr eigenes Zimmer zu gehen, um dort die Lage der Dinge ungestört zu überdenken. Sie stellte dort das Licht so, daß es von außen nicht gesehen werden konnte, und trat alsdann zum Fenster. Der Mond schien nicht, aber es war eine klare, sternenhelle Nacht und sie sah ganz deutlich, wie sich am Rande des Waldes mehrere Gestalten hin und her bewegten, unter denen sie eine zu erkennen glaubte, welche die Tracht des gespenstischen Ritters trug. Dem Hause zu entfliehen, ohne bemerkt zu werden, war unmöglich, und nachdem sie, so gut es ihre große Aufregung gestattete, alles hin und her überlegt hatte, schien es ihr das Rathsamste, alle Mitglieder des Hauses in einem und demselben Zimmer zu versammeln und dasselbe so gut als möglich zu versperren. Grade als sie zu diesem Entschlusse gelangt war,

stürzten Frau Landson, Bertha, Mima und der alte Dennis in ihr Gemach. Die Erstere war von Schrecken so überwältigt, daß ihre Worte durchaus unverständlich waren, aber die muthigere Bertha berichtete Editha, daß das Gespenst des Ritters sich vor der Thür gezeigt und ihr gewinkt habe, ihm zu folgen, gleichwie es vor hundert Jahren der Lady Leonore gewinkt hatte. Als Editha ihr berichtete, was sie selbst erschauet habe und wie sie befürchte, daß das Haus von Räubern umringt sei, so wie, daß sie vermuthe, daß das scheinbare Gespenst des Ritters zu denselben gehöre, kam plötzlich Frau Landson, welche, wenn nicht von Gespenstern und Kobolden die Rede war, großen Muth besaß, wieder zu sich, und mit großer Kaltblütigkeit half sie den Plan der Lady Editha, die Thür zu verrammeln, in Ausführung bringen. Sie wartete indeß auf Dennis Rückkehr, der in ein angrenzendes Zimmer getreten war, um sich mit einem alten Schwerdte zu bewaffnen, welches dort an der Wand hing. Er war so eben zurückgekehrt, als plötzlich das laute schrillende Pfeifen, das Lady Editha so oft vernommen hatte, wie ein Todesruf wieder in ihr Ohr drang. Ohne Zweifel war es das Signal, nun die Bande zusammen zu rufen, denn gleich darauf hörte man wirklich Stimmen und Schritte, welche dem

Hause immer näher und näher kamen; ein nahes Geräusch verkündete bald, daß sie in das Haus getreten waren.

Jetzt verging einige Zeit ruhig und da Editha und ihre Umgebung glaubten, die Eindringlinge hätten sich auf die Halle beschränkt, so wagten sie es, die Thür des Zimmers ein wenig zu öffnen, damit Dennis sich vielleicht von der Anzahl der Feinde überzeugen könne.

Nach wenigen Augenblicken kehrte der Letztere zurück, mit dem Bericht, daß acht wildaussehende Kerls, unter denen sich die zwei zuerst Angelangten und das vermeintliche Gespenst des Ritters befänden, sich um den Tisch gereiht hätten und den Wein hinunter gössen, als ob es Quellwasser wäre.

Bald ward auch wirklich das Resultat ihres Zechgelages vernehmbar, ein lautes schallendes Gelächter und ein wilder Gesang erscholl selbst bis zu ihrem fernen Zufluchtsorte; als es wieder etwas ruhiger ward, wagten die Versteckten die Thür wieder ein wenig zu öffnen, und manches, was in der Halle laut ausgesprochen wurde, ward jetzt vernehmbar.

„Mögen sie bleiben, wo sie stecken," sprach eine Stimme, „bis wir genommen haben, was uns ansteht, hauptsächlich hier des Grafen Silbergeschirr."

„Wenn sie sich aber davon machten,“ bemerkte eine andere Stimme, „Ihr wißt, unser Hauptmann setzt mehr Werth auf die Lady, als auf das Silber des ganzen Königreichs.“

„Ja, ja, der Grandson hat Recht,“ fiel eine dritte Stimme ein, „wir wollen die Lady und die Pachterstochter herab in die Halle bringen, wo einer von uns sie bewachen kann, während die Uebrigen die Beute zusammenraffen.“ — Diesem Vorschlage stimmten alle bei und einige eilten der Treppe zu, um ihn sofort in Ausführung zu bringen. Die Versteckten schlossen rasch die Thür, und wirklich gelang es ihnen, dieselbe wieder zu verriegeln und zu verrammeln, noch bevor die Räuber sie erreicht hatten.

Die Bemühungen der Letzteren, die Thür zu sprengen, blieben lange fruchtlos; endlich aber gelang es ihnen, eine der Planken zu durchbrechen, so daß sie nach wenigen Augenblicken ungehindert hätten eindringen können. Lady Editha stieß rasch den Fensterladen auf und würde hinabgesprungen sein, hätte nicht der Hufschlag herannahender Pferde ihr Ohr berührt, und sie nicht gleich darauf einen von drei Reitern gefolgten Reitersmann gewahrt, der aus der Waldung hervor sprengte und der, wie ihr ihr Herz sagte, niemand anders als Norman sein konnte. Sie sprangen von ihren Rossen und der Befehl:

„folgt mir!" ward mit einer Stimme ertheilt, die Editha nicht verkennen konnte. Die Räuber, welche sich in völliger Sicherheit wähnten, hatten die zur Halle führende Thür unverschlossen gelassen, und diejenigen, welche noch beim Zechgelage saßen, wurden plötzlich durch die Erscheinung von vier bewaffneten Männern überrascht. Trunken, wie sie waren, rafften sie sich indeß augenblicklich auf und stellten sich den Ankömmlingen entgegen; aber sie befanden sich in einem Zustande, der ihnen nicht gestattete, von ihren Waffen Gebrauch zu machen; sie kämpften nur mit blinder Wuth. Einer von ihnen ward sogleich gefährlich verwundet, ein zweiter ward entwaffnet und auch die Uebrigen würden sofort überwältigt worden sein, wären nicht diejenigen, welche die Treppe hinangestiegen waren und jetzt den Lärm und das Gerassel vernahmen, zu ihrer Hülfe herbeigeeilt.

Jetzt war auch der alte Dennis nicht abzuhalten, sich dem Kampfe anzuschließen, denn, meinte er, könne er sich gleich nicht in den dichtesten Streit wagen, könne er doch dem Feinde irgend einen Schaden zufügen. Nach jenem Sucurs ward der Widerstand der Räuber heftiger. Norman, welcher sich in einen Winkel der Halle zurückgezogen hatte, vertheidigte sich tapfer gegen zwei der Räuber, gegen den Hausirer und das Gespenst des Ritters. Nor=

man fühlte nach und nach seine Kräfte schwinden und eine Zeitlang beschränkte er sich daher auf die bloße Vertheidigung, nicht ohne dabei eine passende Gelegenheit abzuwarten, seinen Gegnern einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Dieser Augenblick erschien. Ein Schrei eines der Räuber, welcher gefährlich verwundet zu Boden stürzte, zog die Aufmerksamkeit des Hausirers auf sich, und diesen Moment benutzte Norman, um dem Letzteren sein Schwerdt in die Brust zu bohren, so daß er entseelt zur Erde sank.

Aber der Hausirer starb nicht ungerächt. Wüthend bei dem Falle seines Gefährten, warf sich das vermeintliche Gespenst des Ritters auf Norman und versetzte ihm eine Wunde in die Seite; dennoch behauptete er seinen Platz und da ihm einer seiner Reiter zu Hülfe kam, war sein Gegner genöthigt zu weichen. Jetzt konnten die Räuber keinen Widerstand mehr leisten, drei von ihnen waren getödtet, und eben so viel verwundet, während die Gegenparthie, mit Ausnahme Normans, keine bedeutende Verletzung erhalten hatte. Die noch übrig gebliebenen Räuber wurden in ein Gemach gesperrt, das leicht bewacht werden konnte, während der alte Dennis, der die Blässe Normans gewahrte, sich beeilte, Lady Editha und Frau Landson herbeizurufen. Grade

als sie anlangten, sank der junge Mann ohnmächtig zu Boden. Frau Landson, welche sich, die einsame Lage ihrer Wohnung berücksichtigend, einige ärztliche Kenntnisse erworben hatte, gewahrte sogleich, daß seine Ohnmacht, nur von seinem Blutverluste her- rühre, und bald gelang es ihr, den Letzteren zu stil- len und die Wunde zu verbinden. Jetzt aber fragte es sich, in welches Gemach Norman gebracht wer- den solle.

„Es würde sich nicht geziemen, ihn in eins der Zimmer des Grafen zu bringen," bemerkte Frau Landson, „er scheint nur ein gewöhnlicher Reuters- mann, verdient er gleich in einem Pallaste zu woh- nen, da er unser Eigenthum, ja vielleicht unser Leben gerettet hat. — Endlich ward beschlossen, ihn in ein geräumiges Gemach zu schaffen, in dem sich ein bequemes Bett befand; eine Einrichtung, mit welcher der Verwundete vollkommen zufrieden schien. Früh am andern Morgen verlangte er einen seiner Gefährten zu sprechen, bevor sie nach dem Schlosse zurückkehren würden; als der Letztere wieder in der Halle erschien, berichtete er der Frau Landson, daß unverzüglich hinlängliche Mannschaft erscheinen würde, um die Gefangenen zu Gewahrsam zu bringen und die Todten fortzuschaffen, so wie, daß ohne Zweifel

der Arzt des Grafen von Newberry selbst erscheinen würde, um die Heilung des Kranken zu übernehmen.

Die schöne, hochgeborne, sonst so prachtliebende Lady Editha ward jetzt die zärtliche, demüthige, sorgende Wärterin eines Dienstmannes des Grafen von Newberry. Es gab Augenblicke, in welchen sie seinen niedrigen Stand ganz und gar vergaß und nur an seine edle, schöne Seele dachte; und dies waren die glücklichsten Momente ihres Lebens. Ihre Vergessenheit in dieser Rücksicht wuchs mit jedem Tage; und wie konnte es auch anders sein, da sie fortwährend an seinem Lager weilte; er mußte offenbar über seinem Stande erzogen worden sein, denn seine Reden und sein ganzes Wesen hatten den Ausdruck des Edlen und Ausgezeichneten.

Der dritte Morgen dämmerte nach der erlebten Schreckensnacht und am Abend dieses Tages erwartete Lady Editha ihren Vater zurück. Zum ersten Male in ihrem Leben fürchtete sie seine Gegenwart. Da langte ein Brief von ihm an, welcher sie benachrichtigte, daß er eine Woche länger ausbleiben würde, und sie schämte sich fast, daß ihr Herz freudig ob dieser Kunde pochte. Bis dahin konnte Nor-

man wieder in das Schloß geschafft sein, und wenn sie gleich nicht die Absicht hatte, vor ihrem Vater ihre Lage zu demselben verborgen zu halten, so fürchtete sie doch diese Mittheilung und wünschte sie so lange als möglich zu verschieben. Als Norman erfuhr, wann der Graf von Rochewell zurück erwartet wurde, schien er dringend zu wünschen, den Pachthof vor seiner Ankunft zu verlassen, und da seine Genesung rasch fortschritt, stand zu erwarten, daß dies bewerkstelligt werden könnte. Am Tage vor dem Eintreffen des Grafen traf der Pachter die nöthigen Anstalten, um den Verwundeten früh am andern Morgen fortschaffen zu können. Das Wetter war schön und heiter, im Pachthofe aber herrschte Trauer, denn alles beklagte dort die Entfernung des liebenswürdigen Verwundeten. Er war noch immer bleich und schwach, und als er beim Scheiden Ediths Hand erfaßte, zitterte die seinige. „Ich habe," sprach er, „Dich nur an eines zu erinnern, an Dein Versprechen in Betreff des Grafen von Newberry. Bleibe Deinem Schwure getreu und laß Dich nicht durch Rang und Reichthum blenden."

Abends kehrte der Graf von Rochewell gesund und wohlbehalten zurück; er schrieb Edithas glü-

hende Wange und ihr aufgeregtes Wesen dem wohl thätigen Einflusse der Landluft zu. Nach beendigter Abendmahlzeit äußerte er ihr seinen Wunsch, mit ihr allein zu reden. Er war zu erfüllt von seinem Gegenstande, als daß er die Zeit mit einleitenden Worten hätte verschwenden sollen, und er bemerkte seiner Tochter daher ohne Weiteres, daß der edle Graf von Newberry um die Erlaubniß nachgesucht habe, sich ihr vorstellen zu dürfen und sich um ihre Hand bewerben zu können; dabei übereichte er ihr das Schreiben des Grafen, damit sie es selbst lesen möge.

„Es ist nutzlos, daß ich seinen Brief lese," versetzte Editha, „ich kann seine Bewerbung nicht annehmen."

„Seine Bewerbung nicht annehmen?" fragte der Graf erstaunt, „Du weißt nicht, was Du sprichst, es ist die beste Parthie im ganzen Königreiche! Gestalt, Benehmen, Reichthum, alles, was man nur wünschen kann! Dies Alles würde auch für mich keinen Werth haben, wüßte ich nicht, daß er eben so edel und großmüthig, als schön und reich ist!"

„Das freut mich," rief Editha lebhaft, „wenn der Graf von Newberry wirklich großmüthig ist, wird er sich nicht um meine Hand bewerben, so bald ich ihm erkläre, daß ich sie ihm nicht reichen kann."

„Sahst Du ihn je?" fragte der Graf.

„Niemals, mein Vater; auch sah er mich nicht, so viel ich weiß, welches mich argwöhnen läßt, daß er bei seiner Bewerbung um mich mehr an Convenienz als an Liebe denkt."

„Da irrst Du, sprach ihr Vater weiter, „er hat Dich gesehen und liebt Dich."

„Das kann ich dann nur beklagen," entgegnete Editha.

„Willige ein, ihn zu sehen und zu sprechen'" fuhr Rochewelle fort, „und Du wirst anders denken, thust Du's nicht, ist Dein Herz aus anderm Stoff geformt, als andrer Weiber."

„Er mag körperlich oder geistig noch so große Vorzüge besitzen, ich kann doch niemals die Seinige werden," entgegnete Editha.

„Deine Hartnäckigkeit muß einen andern Grund haben," bemerkte der Graf etwas erregt, „hoffentlich hast Du doch nicht gewagt, ohne meine Einwilligung über Dein Herz zu verfügen?"

„Mein Herz ist nicht mehr mein," stammelte Editha, „es war kein Wagniß — es geschah unwillkührlich."

„Und sein Name?"

„Er nennt sich Norman — er ist — ist —

„Was, was ist er?"

„Ein Reitersmann des Grafen von Newberry. Aber, mein Vater, er rettete mir das Leben!" —

Einen Augenblick lang stand der Graf wie niedergedonnert da und seine Augen flammten wie Blitze. Als er endlich wieder zu reden vermochte, sprach er nur wenige Worte.

„Du bist mein Kind nicht mehr, so lauteten sie, „ich verstoße, ich enterbe Dich! Versuche es nicht, Dich in meine Nähe zu drängen, ich eile, um dem Grafen von Newberry, der, wie ich höre, von Schottland zurückgekehrt ist, von allem zu benachrichtigen; er wird die Unverschämheit seines Knechtes zu züchtigen wissen."

Gern hätte das beklagenswerthe Mädchen den erzürnten Vater mit Flehen bestürmt, aber ein einziger Blick auf denselben raubte ihr allen Muth und von Schmerz überwältigt, schwankte sie auf ihr Gemach.

Der Graf von Newberry sandte als Erwiederung des Schreibens des Grafen nur wenige Worte, in welchen er erklärte, daß er sich in einigen Tagen selbst in dem Pachthofe einfinden werde, da sein ganzes Lebensgluck von dem Erfolge seiner Werbung abhinge, und er sein Schicksal nur von Lady Editha selbst erfahren wolle.

Vater und Tochter verbrachten darauf mehrere sehr traurige Tage; vergebens bemühte sich die Letz-

tere, sich dem erzürnten Vater zu nähern, er wies jeden solchen Versuch auf das Strengste und Entschiedenste zurück.

An dem Tage, an welchem der Graf von Newberry auf dem Pachthofe anlangte, war Editha nur noch ein Schatten von dem, was sie früher gewesen. Die Letztere empfing nunmehr plötzlich den Befehl ihres Vaters, sich unverzüglich zu ihm auf sein Gemach zu begeben; halb ohnmächtig schwankte sie dorthin. Ein lauter Ausruf des Grafen von Newberry, welcher sich im Zimmer befand, veranlaßte Editha bei ihrem Eintreten aufzublicken, sie schreckte zusammen, eine hohe Röthe überzog plötzlich ihre Wange und mit dem Rufe: „Norman!“ streckte sie ihm ihre Hand entgegen.

„Was soll das heißen?“ fragte der Graf von Rochewell erstaunt.

„Daß der arme Norman, der als solcher das Herz Eurer Tochter gewann, und der Graf von Newberry, der sich um ihre Hand bewarb, eine und dieselbe Person sind,“ antwortete der Letztere.

Der Graf von Rochewell stand über den glücklichen Ausgang überrascht einen Augenblick schweigend da, dann breitete er die Hände segnend über das liebende Paar und wenige Monate darauf

wurden sie vor dem Altar durch Priestersegen vereinigt.

Was die Ursache der Verkleidung des Grafen von Newberry betrifft, so können wir von dem Scharfsinn unsers geschätzten Lesers erwarten, daß derselbe bereits errathen habe, der junge Graf habe das Herz der Lady Editha gewinnen wollen, ohne dasselbe seinem Range und seinem Reichthume zu verdanken. Ihre Erwähnung der nächtlichen Erscheinung machte ihn aufmerksam, er spürte der in der Waldung verborgenen Räuberbande nach und war, wie wir gesehen haben, so glücklich, noch zur rechten Zeit zu erscheinen, um seine Geliebte und die übrigen Bewohner des Pachthofes vor Unglück zu bewahren. Der Hauptmann jener Räuberbande hatte die Sage von dem Gespenste des Ritters benutzt, um unter dessen Gestalt Nachts den Pachthof recognosciren zu können.

Der Verbannte am Ohio.

Historisches Gemälde.



In einer Herbstnacht, im Anfange dieses Jahrhunderts, lag in einem der dunklen Einschnitte des Ohio eine niedrige, schwarze Barke, die mit regungslosen und schweigsamen Männern gefüllt war. Der Mond war seit einer halben Stunde aufgegangen, er versilberte die Gipfel der Bäume und senkte sein Licht hinab auf den Wasserspiegel; die Einfahrt in den Einschnitt aber war so durchaus von den herabhängenden Zweigen der Wassereichen beschattet, daß kein Strahl Lunas zu der Stelle dringen konnte, wo die Barke sich befand. Der Einschnitt dehnte sich nur eine kleine Strecke in das Land hinein.

Das Boot war breit und lang und die Vorderseite war scharf geformt, auch war es mit einer Art von Verdeck versehen. Es hatte keinen Mast und war mit zwanzig Ruderern bemannt, welche blaue Seemannshemden, in ihren Gürteln aber Pi-

stolen trugen. In dem hinteren Theile saß ein Mann von mittlerem Alter, das Haupt mit einer Mütze von einem Fuchsfelle bedeckt, dessen Schwanz ihm über den Rücken hinabhing; er war in ein ledernes Wamms gekleidet, das durch einen Gürtel zusammengehalten wurde; in seinem linken Arm ruhete eine lange schwere Jagdflinte. Er war ein Mann von hoher Statur und kräftigem Gliederbau, der in den Mühseligkeiten der Wildniß abgehärtet schien. Seine Züge waren kühn und zeugten von einem erhabenen Charakter, seine Haut war gebräunt. Er saß schweigend da und schien, gleich der übrigen Mannschaft der Barke, sich in gespannter Erwartung zu befinden. Neben ihm saß ein Jüngling von entschlossenem Ansehen, er war wie die Uebrigen gekleidet, trug aber eine rothe Binde, als Zeichen eines höheren Ranges. Seine Hand ruhte auf dem kurzen Steuer, und er war offenbar der Steuermann der Barke. Es herrschte in dem Fahrzeuge das größte Schweigen, ja selbst das Athmen war kaum vernehmbar. Plötzlich ward vom Lande her ein lautes schrillendes Pfeifen hörbar, und im nächsten Augenblicke eilte ein junger wohlgewachsener Mann in einem reichen Jagdanzuge dem Ufer zu und sprang in die Barke.

„Sie kommen!“ flüsterte er in einem dumpfen

Tone. „Legt Eure Ruder ein und seid bereit, die Barke mit wenigen Schlägen auf den Strom zu bringen.“

Zwanzig Ruder tauchten sogleich geräuschlos unter, und die Mannschaft saß schweigend da, der weiteren Befehle des jungen Mannes harrend. Wenige Minuten darauf vernahm man auf dem Fluß ein Geräusch, so als ob eine Barke mühsam gegen den Strom ankämpfe. Das Geräusch kam immer näher, und bald darauf zeigte sich eines jener Boote, welche damals die westlichen Flüsse beschifften. Es kämpfte langsam gegen den Strom an und hielt sich in der Mitte desselben, sichtlich bemüht vom Lande fern zu bleiben. Es war mit Waaren von New-Orleans schwer beladen; auch schienen sich Passagiere am Bord zu befinden, denn mitunter drangen die Töne einer Guitarre von männlichem und weiblichem Gesange begleitet, bis zu den Ohren der Männer in der versteckten Barke. Langsam und schwer bewegte sich das Fahrzeug daher, bis es an dem Einschnitte vorübergekommen war, da rief der junge Mann, der in die Barke gesprungen war, mit lauter Stimme:

„Jetzt! die Ruder eingelegt und vorwärts!“

Wie ein Pfeil ward die Barke hin auf den breiten Strom geschnellt, und von zwanzig Rude-

rern fortgetrieben, schäumten die Wellen rund um sie her. In wenigen Secunden hatte sie das andere Fahrzeug erreicht, und der junge Capitain sprang von dem Verdeck der Ersteren auf das Letztere. —

„Leistet keinen Widerstand, und Euer Leben ist gesichert," rief er kaltblütig.

So plötzlich war das Erscheinen der Barke und so kühn der Angriff, daß diejenigen, die sich in dem Fahrzeuge befanden, an keine Vertheidigung denken konnten. Ohne ein Wort zu erwidern, ergaben sie sich in ihr Schicksal, und gehorchten dem Befehle ihres Siegers, nach dem Einschnitte zu steuern. Auf der genommenen Barke befand sich eine Cajüte für diejenigen Passagiere eingerichtet, welche diese Reiseart wählten, um sich von New-Orleans nach Canada und den Atlantischen Staaten zu begeben. Gegen diese Cajüte richtete der junge Mann, der nicht geduldet hatte, daß außer ihm und seinem Begleiter, Jemand an Bord kam, jetzt seine Schritte. Bevor er eintrat, wurde der Vorhang niedergelassen, und er vernahm von innen her die leise Stimme des Gebetes. Er zögerte, denn er war eben im Begriff hineinzutreten, und horchte hin. Er konnte die Worte nicht deutlich unterscheiden, der liebliche Ton der Stimme aber, mit dem sie ausgesprochen wurden, sprach zu seinem Herzen. Jetzt hob er leise

den Vorhang bei Seite. Den Rücken gegen ihn gekehrt, gewahrte er, vor einem Crucifixe knieend, ein anmuthiges Mädchen, mit herabwallenden Locken, welche zum Theil ihre Schultern und ihre reizende Gestalt bedeckten. Neben ihr, den linken Arm um ihren Leib geschlagen, knieete ein Jüngling, kaum zwanzig Jahr alt. In seiner rechten Hand hielt er ein kostbar gearbeitetes Pistol, dessen Mündung auf ihr Herz gerichtet war, während sein Auge entschlossen auf dem Eingang der Cajüte ruhte, so als erwarte er, die Schwelle derselben überschritten zu sehen. Es war ein ausgezeichnet schöner und männlicher Jüngling, mit schwarzen Locken, einer hohen bleichen Stirn, und einem herrlich griechischen Profil. Seine Gestalt war hoch und schön, und Grazie und Kraft hatten sich in derselben vereinigt.

Der junge Anführer gewahrte auf einen Blick die furchtbare Absicht des jungen Mannes und sann einen Augenblick nach, was er thun solle, die Ausführung derselben zu verhindern; denn des Jünglings entschlossenes Auge und die Ergebung des jungen Mädchens überzeugten ihn, daß er ihr augenblicklich den Tod geben würde, falls er auch nur einen einzigen Schritt thun werde. Sein kühner Geist aber führte ihn bald zu einem Entschlusse. Mit einem einzigen Sprunge war er bei dem jungen

Manne, und im nächsten Augenblicke hatte er dessen Waffe erfaßt. Durch diese Bewegung ging das Gewehr los, und die Kugel flog durch die offen-stehende Cajütenthür und verwundete leicht einen der Männer in der Barke. Augenblicklich war das Verdeck des Boots mit seinen Gefährten gefüllt, welche gegen die Cajüte stürzten, mit gespannten Hähnen und wildem Geschrei.

„Was soll die Narrheit bedeuten?" fragte zu ihnen gewandt, der Anführer in einem strengen Tone. Zurück in die Barke, und wer es wagt, sie ohne meinen Befehl zu verlassen, wird auf der Stelle niedergeschossen! Fort in die Barke!

„Wir glaubten, man hätte Hand an Euch gelegt, und eilten zu Eurem Beistande hieher, Capitain," sprach einer der Männer zu seiner und seiner Gefährten Entschuldigung.

„Kein Wort mehr, fort mit Euch Allen!"

Seinem Befehle ward mit einer Bereitwilligkeit Folge geleistet, die von der Gewalt zeugte, die er über seine Gefährten ausübte; dann wandte er sich zu dem jungen Manne in einem höflichen Tone: „Verzeiht, daß ich Euch Euer Pistol entriß, aber ich errieth Eure entsetzliche Absicht und wünschte sie zu vereiteln. Seid unbesorgt rücksichtlich dieses jungen Mädchens." Während er diese Worte sprach

blickte er auf die liebliche Jungfrau, welche noch immer in ihrer knieenden Stellung verharrte, aber ihr Gesicht mit ihren Händen bedeckte. „Sie ist ohne Zweifel Eure Schwester?

Der junge Mann schritt mehrere Male in der Cajüte auf und ab, ohne auf diese Frage eine Antwort zu geben, dann stand er plötzlich still und blickte dem jungen Capitain scharf in das Antlitz. „Ja, sie ist meine Schwester," sprach er, indem er das letzte Wort deutlich betonte.

Der Capitain richtete gleichfalls einen forschenden, aber etwas zweifelhaften Blick auf ihn und versetzte: „Sei sie Eure Schwester, Eure Verlobte oder Euer Weib, sie ist ungefährdet."

„Dank Dir, o Himmel! seine Worte tragen das Gepräge der Wahrheit und der Aufrichtigkeit," sprach das knieende Mädchen, indem sie die Hände von ihrem Gesicht zurückzog und aufblickte.

Dann erhob sich das junge Mädchen und richtete jetzt zum ersten Mal auf den Capitain ihre schönen blauen Augen, in denen noch Zähren glänzten. Der junge Anführer glaubte nie eine solche himmlische Lieblichkeit geschaut zu haben. Sie war kaum siebenzehn Jahr alt, aber alle ihre Bewegungen waren reizend und anmuthig. Ihre Augen zeigten eine so klare Bläue, daß man sie nicht be-

trachten konnte, ohne an den wolkenlosen Himmel zu denken. Ihre Züge waren ungemein schön und ihr Lächeln war bezaubernd. Ihr Colorit war weiß wie Alabaster, ihre Wange aber war rosig angehaucht. —

„Wohlan, Herr Capitain!“ rief plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Er blickte hinter sich und gewahrte den Waidmann der ihm in die Barke gefolgt war.

„Ah, Du bist's, mein ehrlicher Bovuc! hatte ich Dich doch ganz und gar vergessen. Das genommene Boot soll seinen Weg fortsetzen, wie ichs Dir versprochen habe, und zwar unbelästigt, wenn ich zuvor,“ fügte er lächelnd hinzu, „meinen gewöhnlichen Stromzoll herausgenommen habe. Die Kerle mögen Dir danken, daß sie so guten Kaufs davon gekommen sind.“

„So kommt mit mir, Herr,“ nahm der Waidmann wieder das Wort, und kaum hatte er sich einige Schritte von der Cajüte entfernt, als die Beiden, nicht wie Bruder und Schwester, sondern wie zwei Liebende, sich in die Arme stürzten. —

„Meine Braut, meine theure geliebte Adele!“

„Henride, mein theurer Henride.“ Das waren die einzigen Worte, die sie aussprachen, während Einer in dem Arm des Anderen ruhete. In diesem

Augenblick ward eine innere Thür der Cajüte geöffnet und ein Priester von ehrwürdigem Ansehen trat aus einem anderen Zimmer herein. Beide fielen zu seinen Füßen und erfaßten seine Hände.

„Meine Kinder," sprach er, „der Himmel wird Euch in dieser Stunde der Gefahr und der Prüfung beschützen."

„Vater, sprecht den ehelichen Segen über uns, über uns, die wir vor Euch knieen, damit wir, wenn es nöthig ist, zusammen sterben, in der Hoffnung, uns jenseits vereinigt wieder zu finden," so sprach der junge Mann.

„Nicht doch, Don Henride, das darf auf diese Weise nicht geschehen. Ist Eure Liebe rein, so wird sie auch bis über's Grab hinausreichen. Das Kind meines Bruders ist mir, als ein heiliges Pfand übergeben worden, und die Zeit muß bestimmen, ob sie einen Thron theilen oder die Braut der Kirche werden soll. Dringe deshalb nicht weiter in mich, einige wenige Tage werden uns nach der Insel jenes patriotischen Häuptlings bringen und sein Ausspruch wird Euer Schicksal bestimmen. Nimm bis dahin meinen Segen, mein Sohn." —

„Mein wackerer Capitain," sprach unterdessen der Waidmann zu Jenem, den er bei Seite gezogen hatte, „Ihr habt mir einen Dienst erwiesen, den ich

niemals vergessen werde. Von dem Tage an, an welchem Ihr mich neben Eurer Höhle, von zwei wüthenden Panthern verwundet, fandet, mich in Euren Aufenthalt truget, und mich versorgtet und verpflegtet, bis zu der heutigen Stunde hat sich meine Achtung für Euch unablässig gesteigert. Ich liebe Euch wie einen Sohn. Ihr habt viele gute, aber auch viele gefährliche Eigenschaften. Eure Heftigkeit ist groß und Ihr seid sehr geneigt, Eure Gewalt etwas allzu unumschränkt zu benutzen." Der junge Capitain ward sichtbar ungeduldig. Der Waidmann bemerkte es und fügte hinzu: „Seid milde und barmherzig, wo Ihr es sein könnt. Nehmt keinen Antheil an der Verschwörung, die im Werke ist. Die arglistigen Oberhäupter werden suchen, Euch hineinzuziehen. Mexico wird Herrscher genug bekommen ohne Euch. Wollt Ihr aber thätig und zugleich ehrlich sein, so entlaßt Eure Leute, nehmt Eure Jagdflinte auf die Schulter und vereinigt Euer Schicksal in der Wildniß mit dem meinigen. Das ist das einzige Leben für einen Mann, welcher gern Gottes freie Luft athmet! Ich verachte Eure Städte und Häuser, sie sind nur für Weiber und Kinder gebaut; es ist traurig, daß es Euch nicht hinreichte Wilde zu tödten, sondern daß Ihr auch daran denkt,

weiße Menschen zu berauben und zu morden. Jetzt sprecht, habt Ihr Euren Entschluß gefaßt?"

Der Capitain gab keine Antwort, sondern drückte dem Waidmann schweigend und warm die Hand und begab sich alsdann nach dem Hintertheile der Barke.

Die Fahrzeuge hatten jetzt das Ufer erreicht und wurden in den Einschnitt hinein gebracht, welcher sie so gänzlich vor Jedermanns Augen verbarg, daß kein vorüberfahrendes Schiff sie gewahren konnte. Der Capitain war nicht wenig erstaunt, als er wieder in die Cajüte trat, zu bemerken, daß sich die Gesellschaft, die er dort verlassen hatte, um eine dritte Person, nämlich um den Priester vermehrt hatte.

„Guten Abend," sprach er mit einem gemischten Anflug von Ehrfurcht und Offenheit. „Es thut mir leid, wenn ich Eure Reise unterbrochen habe; da es aber mit unsern Vorräthen zu Ende ging und ich erfuhr, daß Ihr hier vorüber kommen würdet, so konnte ich nicht umhin, Euch meinen gewöhnlichen Zoll aufzulegen."

„Ihr seid also der Chevalier Rapin Carra?" fragte der Priester.

„Zu Euren Diensten, frommer Vater."

„Ich kenne Euren Charakter und will Euch vertrauen.“

„Ihr laßt mir nur Gerechtigkeit widerfahren, frommer Vater. Es werden wohl noch drei Stunden vergehen, bevor Euer Boot seine Fahrt fortsetzen kann, da es mit trefflichen Waaren beladen ist. Euer Privateigenthum soll unangetastet bleiben. Uebrigens ist Eure Anwesenheit hier ganz zeitgemäß. Einer meiner Leute ist dem Tode nahe und bedarf des geistlichen Trostes. Ich bitte Euch, folgt mir in meine Behausung. Es ist nur eine rohe Wohnung, aber nicht so roh, daß nicht der Tod sie heimsuchen sollte. Sprecht, schöne Signora und Ihr edler Herr, wollt auch Ihr uns begleiten?“

Der Priester zögerte keinen Augenblick mit seiner Einwilligung, da ein Sterbender seines Beistandes bedurfte, und von den Liebenden begleitet, stieg er ans Land und folgte dem Capitain auf einem rauhen Pfade den Hügel hinan, der sich zum Ufer hinab dehnte. Vor ihnen gewahrten sie durch die Bäume ein großes Feuer, auf welches sie ihre Schritte zulenkten. Als sie näher kamen, bemerkten sie, daß es auf dem Fußboden einer geräumigen Höhle brannte, welche sich in der Mitte der Waldung in einem Felsen befand. Rund um und in der Höhle zerstreut, zeigten sich verschiedene Gruppen von Fluß-

räub rn, welche im Anzuge denen in der Barke glichen. Jetzt begannen die Schritte der Jungfrau zu schwanken.

„Entsetzlich, entsetzlich! Henride, ich wage mich nicht weiter,“ flüsterte sie. „Bleibt zurück, Oheim! Tretet nicht unter jene wilden Männer!“ Sie schauderte, als sie diese Worte sprach und schloß sich dicht an Don Henride an.

„Fürchte nichts, mein Kind,“ sprach der Priester, „der Himmel beschützt die Unschuld. Laß uns weiter schreiten.“

Einigermaßen beruhigt, ließ sich das schöne Mädchen weiter führen, und schritt mit ihren Begleitern bis in die Mitte der Höhle. Der Eingang in dieselbe war nur schmal, aber sie dehnte sich weit und fast funfzig Fuß tief aus. Sie war hoch und gewölbt und beherrschte den von dem Monde beleuchteten Fluß. Vor dem Eingange der Höhle stand eine große eiserne Kanone, deren Mündung auf den Fluß gerichtet war, während rund umher an den Wänden Gewehre, Säbel, Pistolen und Waffen aller Art hingen. Auf dem Fußboden der Höhle lagen Felle von wilden Thieren ausgebreitet, auf denen wenigstens sechszig Menschen ruhen konnten. Die rund um das Feuer versammelte Gruppe war beschäftigt, ein Stück Wildpret zu rösten. In dem

Hintergrunde der Höhle gewahrten die Eingetretenen Kisten, Kasten und Waarenballen, welche bis an die Decke hinauf angehäuft und die Früchte des Raubes dieser Freibeuter waren. Viele dieser Männer waren Spanier, Portugiesen und Franzosen, die meisten derselben aber waren junge Leute aus den atlantischen Staaten, Männer von kühnem, abenteuerlichem Sinn, die der Ruf des Chevaliers zu diesem hingezogen hatte. Von der Decke des Gewölbes hing eine Strickleiter herab, welche oben in einer fast zwanzig Fuß hohen Oeffnung befestigt war.

„Das ist mein Schlafgemach und meine Festung," sprach der Chevalier, als er sah, wie seine Gäste ihre Blicke auf diese Oeffnung richteten. „Die Natur hat diesem, ihrem Gebäude freundlich ein zweites Stockwerk aufgesetzt, denn über dieser Höhle befindet sich eine zweite, in die man nur mittelst dieser Strickleiter gelangen kann. Wenn ich mich zur Ruhe lege, steige ich diese Leiter hinan und ziehe sie mir nach, dann bedarf ich keiner Waffe, um mich vor dem Stahl eines Meuchlers zu schützen. Aber hier ist noch ein anderes Gemach, welches ich Euch zeigen will."

Während er diese Worte sprach, führte er seine Gäste in den Hintergrund der Höhle, hob einen Vorhang und ließ sie in ein von der Hand der Kunst

geschmücktes Gemach treten. Die Wände desselben waren mit reichen Teppichen bedeckt, auch war der Raum mit Sophas und hübschem Geräth möblirt. Der Fußboden war mit weichen Pantherfellen belegt, und trefflich gearbeitetes Kriegs- und Jagdgeräth war am Eingange aufgehängt. Von der Decke hing an einer silbernen Kette eine Lampe von demselben edlen Metall herab, welche in dem ganzen weitläuftigen Raume ein helles Licht verbreitete. Die Fremden blickten staunend um sich. Aber noch bevor sie sich von ihrer Bewunderung zu erholen vermochten, traten zwei schwarze Sclaven mit Wein und Erfrischungen ein, von denen ihr gastfreier Wirth sie bat, sich freundlichst zu bedienen.

„Es ist ein trefflicher Wein, frommer Vater. Er wird Euch schmecken, denn es ist ein Lieblingswein der Kirche. Hätte ich nicht selbst Geschmack daran gefunden, würde dieser Wein sich jetzt in dem Keller eines Klosters befinden, denn er sollte gerade dorthin geschafft werden. Auch diese Feigen werden Euch behagen. Sie wurden als ein Geschenk von dem Kloster der Ursulinerinnen nach Orleans gesandt, sind aber unterwegs abhanden gekommen. Ich sehe, Ihr wundert Euch über das reiche Silbergeschirr. Es befand sich einst in dem Pallaste des

Bischofs von Havanna, — auf dem Geschirr prangt noch sein Wappen."

„Es steht Euch schlecht an, junger Mann, zu dem Kirchenraube noch Spott hinzuzufügen," sprach der ehrwürdige Priester mit großem Ernste. „Ich kann an dem, was dem Heiligthume Gottes geraubt ist, keinen Antheil nehmen. Führt mich deshalb zu dem Sterbenden."

„Pietro, wie stehts um Louis Ernest?" fragte der Capitain einen der Sclaven.

„Er starb gerade nach Sonnenuntergang, Herr Capitain," antwortete der Afrikaner.

„Dann hat der Himmel seine Beichte bereits vernommen, frommer Vater," bemerkte der Anführer der Freibeuter leichthin. —

„Der Himmel sei seiner Seele gnädig," betete der Priester, indem er andächtig das Zeichen des heiligen Kreuzes machte.

„Amen!" sprachen Don Henride und Adele.

Der Chevalier blickte auf das schöne betende Mädchen mit einer solchen Aufmerksamkeit, daß ihr Geliebter unruhig zu werden begann, da aber wandte sich der Erstere rasch ab, und schien im Begriff, das Zimmer zu verlassen. In diesem Augenblick vernahm man in der Ferne den Schall eines Horns.

„Was hat dieses Signal zu bedeuten? fragte

er mit sichtlichem Erstaunen. Einer seiner untergeordneten Officiere trat herein; „ich weiß schon, was es heißen soll," rief er demselben entgegen. „Meine Ohren sind eben so scharf, wie die Deinen. Du stehst mir mit Deinem Leben für diese Gefangenen bis zu meiner Rückkehr."

„Gefangene!" wiederholte Don Henride.

Der Chevalier aber hatte bereits das Gemach verlassen. Bei dem äußeren Eingange der Höhle traf er seinen Lieutenant.

„Was hat das zu bedeuten, Albert?" fragte er, „da erschallt das Signal zum zweiten Male."

„Ich komme so eben von dem Gipfel des Berges," lautete die Antwort, „von dort aus war eine Barke zu schauen, die ungefähr eine Meile weit den Fluß hinauf vor Anker liegt. Ein kleines Boot stieß von demselben ab und näherte sich unserm Hafen. Unterdessen erschallte das Horn zum dritten Male." —

„Es ist möglich, daß ein Detachement Soldaten gegen uns abgesandt worden, schwerlich würden sie ihre Ankunft aber selbst signalisiren," bemerkte der Capitain. „Laß unsere Leute zu den Waffen greifen und sich schlagfertig halten. Ich will mich selbst überzeugen, was wir für Gäste zu erwarten haben."

Mit diesen Worten eilte Rapin zum Ufer hinab

und sprang in ein kleines Boot, welches in den Zweigen der überhängenden Bäume verborgen gelegen, und in welchem sich vier Ruderer befanden. Die Stimme ihres Anführers rief sie aus ihrer trägen Ruhe wach und wenige Augenblicke darauf glitt das Boot längs dem Ufer hin, hielt sich aber fortwährend in dem Schatten der Bäume, daß es kaum sichtbar war. Die Ruder waren umwunden und verursachten auch nicht das mindeste Geräusch. Dagegen aber wurden Ruderschläge eines Fahrzeugs vernehmbar, welches den Fluß herauf kam. Der Freibeuter-Capitain gebot darauf seinen Leuten inne zu halten. Die fremde Barke zeigte sich auch bald, indem sie nur einige Schritte von Ufer entfernt, mit dem Strome herabglitt. Jetzt gewahrte der Capitain, daß sich in derselben sechs Ruderer befanden, so wie zwei Herren, von denen einer in einen militairischen Mantel gehüllt war, der andere aber eine bürgerliche Kleidung trug; die beiden Letzteren saßen im Hintertheil des Fahrzeugs, während über ihren Häuptern eine kleine weiße Flagge wehte. Der Räuberhauptmann ließ sie bei sich vorübergleiten, indem er zu sich selbst sprach:

„Das scheint mir zu der Eröffnung der Verschwörung zu gehören, der wackere Waidmann warnte mich vor derselben. Sie mögen sich nur

nach der Höhle begeben. Ich werde mich zu ihnen verfügen, so wie ich mich rücksichtlich des Fahrzeugs auf dem Flusse überzeugt haben werde."

Das fremde Boot setzte seinen Weg ohne Unterbrechung fort, während der Chevalier in seinem Fahrzeuge längs dem Ufer hinglitt. Eine halbe Meile weiter bekam er eine große Barke zu Gesicht, wie sie zu jener Zeit auf den Flüssen des Westens gebräuchlich waren. Sie hatte zwei kurze Masten und die Hälfte derselben war mit einem Dache bedeckt, auf dem eine Schildwache auf und ab schritt. Auf ihrem Vordertheil waren zwei Stück Geschütz zu schauen; auch zeigten sich viele Männer an ihrem Bord.

„Ich muß mich gegen Verrath schützen," sprach der junge Freibeuterhauptmann zu sich selbst, nachdem er das Schiff einige Augenblicke lang sorgfältig betrachtet hatte. „Ha, was ist das?" rief er plötzlich, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Beim Himmel, noch ein zweites Fahrzeug, diesem ganz ähnlich." —

Das, was seine Aufmerksamkeit auf sich zog, war wirklich eine zweite Barke, die mit aufgespannten Segeln majestätisch daher schwamm. In einiger Entfernung von dem ersten Fahrzeuge zog sie ihre Segel ein und näherte sich dem Ufer. Bevor der

Capitain sich von seinem Schrecken erholen konnte, zeigte sich noch ein drittes kleineres Schiff von anderer Bauart und gleich darauf erschienen noch mehrere Schiffe bis zu der Zahl eilf, welche sämmtlich vor Anker gingen. —

„Das sieht ja sehr kriegerisch aus, wäre das Ganze nicht so imposant, ich würde glauben, es wäre gegen mich gerichtet," murmelte der Capitain vor sich hin, indem er alle Bewegungen der Fahrzeuge sorgfältig beobachtete. „Es betrifft ohne Zweifel die Verschwörung gegen Mexico, und jenes erste Boot brachte gewiß dem Rapin die Aufforderung, sich demselben anzuschließen. Ich will zurückkehren und hören, was man mir zu sagen hat. Sie haben keine Idee, welches Interesse Rapin Carra, der Verbannte, an dieser Sache nimmt. Rührt Eure Ruder, Leute, und bringt mich schnell zurück."

Das fremde Boot hatte unterdessen in der Nähe der Höhle angelegt, die zwei Männer hatten sich ans Ufer begeben und verlangt, zu dem Chevalier Rapin geführt zu werden. Der Lieutenant des Letzteren empfing sie und führte sie in die Höhle, vor welcher alle Freibeuter kampffertig aufgestellt waren. Hier mußten sie warten, bis der Capitain zurückkehrte. Bald schritt derselbe vom Ufer her.

„Ist es der Capitain Rapin, den ich die Ehre

habe zu begrüßen?“ nahm der Mann im militairischen Mantel mit vieler Höflichkeit das Wort. Als diese Frage bejaht wurde, fuhr er auf eine Weise fort, die Vertrauen erwecken zu sollen schien: „Ich würde Euch verbunden sein, wenn Ihr uns eine kurze Unterredung gestatten wolltet.“

Der Capitain führte die beiden Fremden in die Höhle und gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, sie anzuhören. Sie standen so, daß das Licht der Lampe hell und klar das Gesicht dessen beleuchtete, der den Capitain angeredet hatte, so daß sich dem Letzteren jetzt geistreiche Züge, ein scharfes, durchdringendes Auges und eine hohe gebietende Stirn zeigten. Seine Haltung war anmuthig und doch dabei würdevoll, sie hatte etwas, das ihn zu gleicher Zeit als einen Krieger und Cavalier bezeichnete. Was den zweiten Fremden anbetraf, welcher stärker und kräftiger war, als sein Gefährte, so trug er in seinem Gesicht den Ausdruck der Entschlossenheit, zugleich aber auch den des Wohlwollens.

Einige Augenblicke vergingen, während man sich gegenseitig scharf beobachtete.

„Herr Capitain,“ nahm alsdann der militairisch gekleidete Mann das Wort, „Ihr seht hier vor Euch die Anführer einer Expedition, welche drei

Jahre lang reiste, um ein östliches mexicanisches Reich zu begründen, dessen Hauptstadt —

„Haltet ein, Obrist,“ unterbrach ihn hier sein Gefährte „ich fürchte, Ihr entfaltet Eure Pläne allzu sehr.“

„Nicht doch, Blenneihasset,“ antwortete der Erstere, „wir müssen dem Chevalier entweder Alles oder Nichts anvertrauen. „New-Orleans,“ fuhr er darauf fort, „soll die Hauptstadt unsers neuen Reiches werden. Sind wir erst im Besitze dieser Stadt, kann ich auf zwanzig tausend Mann mexicanischer Truppen, und dreißig Tage später auf eine bedeutende spanische Flotte rechnen. Der Besitz dieses Schlüssels zu dem großen Thale Westens, wird uns die Herrschaft über dasselbe zusichern von den Seen bis zu dem mexicanischen Meerbusen wird alsdann nur ein einziges Reich bestehen, dem sich gewiß kein andres wird vergleichen können. Wir sind hierher gekommen, um Euch aufzuforden, Euch uns anzuschließen.“

Er schwieg und richtete einen durchdringenden Blick auf den jungen Freibeuter-Hauptmann. Einige Augenblicke lang schien dieser über den Riesenplan nachzusinnen, den er so eben vernommen hatte, dann entgegnete er:

„Euer Plan, ihr Herren, scheint mir einleuch-

rend, wenn Ihr New-Orleans wirklich in Besitz nehmen könntet und die Euch von Mexico versprochene Hülfe erhalten würdet"

„New-Orleans," lautete die Antwort, „ist nur schwach besetzt und wir haben gegründete Hoffnung, einen dortigen Befehlshaber zu unseren Gunsten zu stimmen. Wäre dieses aber auch nicht der Fall, so sind wir, zumal wenn Ihr Euch uns anschließt, zahlreich genug, um einen kühnen Streich zu wagen. Was Mexico betrifft, so müßt Ihr vorher dessen ganz besondere Politik kennen lernen, um über unsere Hoffnungen in dieser Rücksicht urtheilen zu können. Mexico ist in zwei große politische Partheien zerfallen, an deren Spitze zwei Oberhäupter stehen, welche beide nach dem Throne trachten. Einer von ihnen hat denselben bereits usurpirt; das andere Oberhaupt aber ist ein junges Mädchen, die Tochter und Erbin des verstorbenen Kaisers, dessen Scepter sich jetzt ungerechter Weise in den Händen eines Bruders desselben, ihres Oheims also befindet. Da die Parthei der Prinzessin jenen nicht stürzen konnte, hat sie beschlossen, das Reich zu theilen, um ein Neues zu errichten und die Prinzessin auf dessen Thron zu erheben. Es ist der Regierung hier der Vorschlag gemacht worden, dies Projekt zu unterstützen, der Antrag aber ward zurückgewiesen. Miranda, ihr

Abgesandter, machte mir darauf insgeheim Eröffnungen, denen ich mich hingab. So weit sind unsere Pläne zur Reife gediehen."

Der Mann im militairischen Mantel fuhr fort:

„Eine Meile von hier liegt unsere Flotte, eilf Fahrzeuge, welche siebenhundert Mann an Bord haben. Schließt Euch mit den Eurigen uns an und empfangt in unsrer Armee den Rang eines Obristen."

„Das hieße Klugheit für Dienstbarkeit hingeben, meine Freiheit gegen Sklaverei verkaufen," antwortete der Capitain, „Nein, Ihr Herren, ich bin mit meiner Lage vollkommen zufrieden."

„Wo Ihr jetzt nur eine Handvoll Verbannter befehligt, werdet Ihr alsdann ein Regiment commandiren," nahm der Andere wieder das Wort.

„Ich will lieber der Erste in einem Dorfe, als der Zweite in Rom sein," versetzte der Anführer der Freibeuter.

„Ihr werdet großen Reichthum erringen."

„Meine Hülfsquellen reichen vollkommen hin, um meine Bedürfnisse zu befriedigen. Nein, Ihr Herren, selbst die Hand der Prinzessin würde mich nicht meiner Höhle entlocken."

„Die Hand der Prinzessin!" wiederholte das Oberhaupt der Verschwörung mit einem mißtraui-

schen Blick. Und zu seinem Gefährten gewandt, flüsterte er leise: „sollte er einen Verdacht hegen?"

„Es wäre möglich," erwiederte lächelnd der Letztere, „dringt lieber nicht weiter in ihn, er könnte leicht Euer Nebenbuhler werden." Dem scharfen Ohre des Chevaliers aber, waren diese Worte nicht entgangen.

„Ich bitte, Ihr Herren," begann er auf's Neue, „sagt mir, wo befindet sich die Prinzessin, während Ihr für sie das Unternehmen wagt?"

„Sie erwartet den Ausgang desselben in einem Kloster zu New-Orleans, unter dem Schutze eines Oheims, eines angesehenen Prälaten der römisch katholischen Kirche und eines der geistreichsten Leiter unseres Plans. Wir hatten mit ihm eine Zusammenkunft verabredet, da er aber mit seiner Ankunft zögerte, so begannen wir ohne Weiteres das Unternehmen."

„Ist es ein hoher, ehrwürdiger Mann, mit greisen Locken?" fragte der Chevalier.

„Allerdings," antwortete der Verschwörer mit Erstaunen.

„Ist die Prinzessin nicht ungemein schön, besitzt sie nicht sanfte blaue Augen und helles blondes Haar?"

„Ihr beschreibt sie vollkommen richtig,“ entgegnete Jener.

„Ich will mich Eurem Unternehmen anschließen, Ihr Herren,“ erwiederte Rapin mit einer Bereitwilligkeit, welche seine Gäste in noch größeres Erstaunen setzte.

Das Oberhaupt richtete neuerdings einen scharfen Blick auf ihn und schien mit seinem dunklen Auge das Innerste des Herzens des jungen Freibeuter-Häuptlings durchdringen zu wollen. Der ruhige Blick desselben aber vereitelte diesen Spähherversuch.

„Ist das, was Ihr so eben spracht, Eure aufrichtige Meinung, Chevalier,“ fragte der Erstere.

„Das ist es, Morgen schon werde ich Eurer Flotte folgen, und in New-Orleans angelangt, will ich mich und meine Leute zu Eurer Verfügung stellen.“

Neuerdings ruhete das forschende Auge des Verschwörers einen Moment lang auf ihm, dann schien es, als ob er einen unwürdigen Verdacht von sich abschütteln wolle und freundlich reichte er ihm die Hand.

„Wir nehmen Eure Dienste mit Freuden an,“ sprach er, „aber es ist Zeit, daß wir zu unsrer Flo-

tille zurückkehren und unseren Weg fortsetzen, denn der Morgen muß uns schon weit von hier finden."

„Mit Anbruch des Tages werde ich Euch mit meinen Leuten folgen. Auf Wiedersehen, Ihr Herren," fügte er hinzu, als er bei ihrem Boote angelangt, von ihnen Abschied nahm. —

Der junge Freibeuter-Häuptling folgte ihnen mit den Blicken, bis das Fahrzeug denselben entschwunden war. „Schiffe nur hin, Du arglistiger Mann," murmelte er dabei vor sich hin. „Wenn sich mein Verdacht hinsichtlich meiner schönen Gefangenen bestätigen sollte, will ich Dir den Preis schon entreißen. Der Mann gefällt mir nicht, er besitzt einen Schlangenblick, gegen den sich meine Natur empört. Es wäre seltsam, wenn sich das bestätigen sollte, was ich vermuthe. Ich will sofort meinen Argwohn begründet oder vernichtet sehen." Während er diese Worte sprach, kehrte er in die Höhle zurück.

„Euer Lieutenant rapportirt, daß das Boot bereit liegt," bemerkte plötzlich eine Stimme neben ihm.

Er wandte sich und erblickte den Waidmann.

„So setzt Euren Weg in Frieden fort, wackrer Jäger lebt wohl!"

Bei diesen Worten schickte der Chevalier sich an, weiter zu schreiten.

„Aber die Passagiere?“ fragte Jener.

„Die bleiben hier,“ lautete die kurze Antwort.

„Ich hoffe, junger Mann, Ihr werdet in dieser Rücksicht kein Unrecht thun.“

„Wer machte Euch zu meinem Richter?“ fragte der Chevalier zornig. „Verlaßt mich, so lange Ihr dies noch ungefährdet könnt.“

Der alte Waidmann blickte dem Freibeuter-Hauptmann noch einige Augenblicke nach, als dieser der Höhle zuschritt, dann seufzte er tief auf und wandte sich nach der Barke. Bald darauf schiffte er den Fluß hinauf.

Der Chevalier begab sich unterdessen zu seinen Gefangenen. —

„Frommer Vater,“ sprach er zu dem Priester gewandt, „ich wünsche mit Euch eine Unterredung unter vier Augen.“

Der Geistliche folgte ihm in das geräumige Gemach und nahm dort neben ihm in einem Winkel Platz.

„Zuvor, frommer Vater,“ fuhr der Capitain fort, „muß ich Euch fragen, wer der edle junge Mann ist, der sich bei Euch befindet?“

„Das kann Dich ja nur wenig kümmern, mein Sohn,“ antwortete der Priester.

„Mehr als Ihr glaubt,“ versetzte der Freibeuter.

„Gebt mir also eine ehrliche und aufrichtige Antwort,“ fuhr der Freibeuter-Häuptling zum Priester gewandt fort, „Ich weiß mehr als Ihr denkt. Sprecht, ist er der Bruder der Jungfrau?“

„Nein, er ist nur ihr Bruder in Christo.“

„Dachte ichs doch. Ist er ihr Geliebter?“

„Es sind ja beide nur noch Kinder.“

„Und dennoch, frommer Vater, wollt Ihr sie einem arglistigen Verschwörer übergeben, als Belohnung dafür, daß er ihr behülflich ward, wieder zu dem Besitze ihres Reichs zu gelangen.“

„Woher weißt Du das?“

„Antwortet mir, frommer Vater, ist die Jungfrau nicht die Prinzessin Adele, deren Rechte an dem mexikanischen Thron jetzt bestritten werden?

„Ich kann das nicht leugnen,“ erwiederte der Priester von Erstaunen erfaßt.

„Weshalb ist sie bei Euch? Ich will es Euch verkünden, weil Ihr in Eurer ungeduldigen Ehrsucht, sie auf den Thron Eures Bruders zu heben, Euch nicht genug beeilen könnt, das Opfer zu übergeben. Alter Mann, seht Ihr denn nicht, daß sie den jungen Mann, der sich bei ihr befindet, wie ihr eigenes Leben liebt? Heißt es nicht das Herz einer liebenden Jungfrau brechen, wenn man sie zu einer Verbindung mit einem Andren zwingt? Und wem, wem wollt

Ihr das liebliche Mädchen Preis geben? Einem Manne, der zweimal so alt ist als sie selbst, einem zweizüngigen Menschen, dessen Ehrsucht keine Grenzen kennt. Einem finsteren, verderbten Manne, einem Verräther an seinem Lande und seiner eigenen Ehre. Und an eine solche schuldbeladene Brust wollt Ihr die reine fleckenlose Taube legen? Nein, nein, frommer Vater, das darf nicht geschehen. Sprecht, wer ist jener junge Mann, der sich bei Euch befindet?"

„Der Sohn eines mexikanischen Granden und ihr Vetter," lautete die Antwort. „Sie wurden schon als Kinder mit einander verlobt und wuchsen zusammen heran; vor drei Jahren aber gebot die Politik, sie zu trennen, und über ihre Hand zu Gunsten des Befreiers ihres Landes zu verfügen."

„So nennt Ihr jenen arglistigen Verschwörer?" fiel der Freibeuter ein. Ehrsucht — nicht Vaterlandsliebe — Ehrsucht allein ist die Triebfeder seiner Handlungen. Nein, nein, frommer Vater, sie muß zu dem Besitz ihres Reiches durch andre Mittel und andre Hände gelangen. Wie aber kommt jener junge Mann jetzt in die Nähe der Prinzessin?"

„Er folgte ihr bis zu ihrem Kloster, und verweilte drei Jahre lang in dessen Nähe; es schien, daß er häufig Gelegenheit suchte und fand, ihr Mit-

theilungen zu machen. Als ich hievon Kunde erhielt, holte ich sie aus dem Kloster, um durch ihre Gegenwart und meinen Einfluß dem Unternehmen mehr Nachdruck zu geben. Am dritten Tage, nachdem wir die Stadt verlassen hatten, warf einer aus dem Gefolge seine obere Tracht von sich und Don Henride stand vor mir."

„Ein wackerer junger Mann und ihrer vollkommen würdig," bemerkte der Capitain. „Ich sage Euch, frommer Vater, die Sache muß eine andere Wendung erhalten. Ich habe in meinem Leben schon manches Unheil angerichtet, ich will jetzt eine gute Handlung vollbringen, um mein Unrecht wieder gut zu machen. Die beiden Liebenden müssen noch in dieser Stunde vereinigt werden."

„Niemals, niemals!" entgegnete der Priester mit großer Bestimmtheit.

„Ist Eure Hoffnung auf die Mitwirkung jenes Verschwörers Eure einzige Einwendung?" fragte der Freibeuter.

„Die einzige."

„Dann kommt mit mir."

Darauf verließ der junge Capitain mit dem Priester die Höhle und führte ihn auf einem, sich um den Berg windenden, Pfade auf den höchsten Gipfel des Felsens.

„Jetzt sprecht, was erblickt Ihr, frommer Vater,“ fragte der Freibeuter-Häuptling, „schaut dort nach Osten hin, wo der Mond hell den Fluß beleuchtet.“

„Eine zahlreiche Flotte, welche mit dem Strome daherschwimmt,“ antwortete der Priester mit Erstaunen.

„Eure Augen trügen Euch nicht. Auf dem Verdeck des ersten Schiffs steht das Haupt der Verschwörung mit seinen Genossen. Sie sind auf dem Wege, New-Orleans zu belagern. Ist das nicht ein schöner Anblick, frommer Vater? Wie stattlich sich die Schiffe daher bewegen!“

„Woher weißt Du, daß das seine Flotte ist?“ fragte der Priester lebhaft.

Weil gerade in dieser Stunde das Oberhaupt der Verschwörung, dem Ihr die Hand Eurer Nichte verkaufen möchtet, bei mir war und eine Unterredung mit mir hatte. Er machte mir den Vorschlag, mich ihm anzuschließen.“

„Und Du?“

„Ich willigte ein.“

„Wenn ich Dein Lächeln richtig deute,“ entgegnete der Priester, „so hast *Du nur eingewilligt, um ihn zu täuschen!*“

„Ihr habt es errathen, frommer Vater, sprach der Freibeuter-Häuptling. Ihr begreift jetzt, daß

Ihr ohne meinen Beistand an jenem Unternehmen keinen Antheil nehmen könnt. Diesen Beistand aber werdet Ihr nimmermehr erhalten. Willigt ein in die Verbindung zwischen Don Henride und Adele, und sie soll nicht bloß die Hälfte ihres Reichs wieder erlangen, sondern sie sollen Beide den Thron Montezumas einnehmen."

„Deine Worte besitzen eine seltsame Gewalt," sprach der Priester. „Was aber verbürgt mir ihre Erfüllung?"

„Hatte der verstorbene Kaiser kein anderes als dieses Kind?" fragte rasch der Freibeuter-Häuptling.

„Er besaß einen Sohn, welcher, wenn er lebte, nun noch einmal so alt sein würde, als die Prinzessin," antwortete der Geistliche.

„Was ist aus ihm geworden?"

„In seinem jugendlichen Alter gab er sich einem wüsten Leben hin; er zog sein Schwerdt gegen seinen kaiserlichen Vater und entfloh darauf in das Gebirge, wo er eine zahlreiche Schaar von der Gesellschaft ausgestoßener Menschen um sich versammelte und mit ihnen das Land mit Schrecken erfüllte. Er ward endlich eingefangen und enthauptet."

„Er aber war es nicht selbst, es war ein treuer Freund, der für ihn in den Tod ging. Don Ferdinand Calatrava steht vor Euch, frommer Vater."

Der Priester wich erschrocken zurück, er blickte einen Augenblick lang scharf auf den Freibeuter-Häuptling.

„Ja, ja," rief er alsdann, „ich erkenne Dich, furchtbarer Mann! Das ist die Stimme und Haltung meines Bruders. Mein Herz drängt mich, Dich in meine Arme zu schließen, aber nein, nein, Du bist verflucht!

„Seht hier mich zu Euren Füßen, frommer Vater," sprach Don Ferdinand, indem er das eine Knie vor ihm beugte, „ich erflehe Eure Verzeihung und die des Himmels, der Verbrechen wegen, die ich gegen meinen kaiserlichen Vater beging. Legt die Hand meiner lieblichen Schwester in die des Don Henride und ich will sie auf den Thron erheben, der von Rechtswegen mir angehört, und den mein Oheim usurpirt hat".

„Zuvor thue, um Deine Aufrichtigkeit zu beweisen, das was zu thun Du so eben versprochen hast," sprach der Priester, „dann soll Deine Schwester Don Henridens Gattin werden."

„Ich brauche nur meinen Fuß auf den Boden Mexicos zu setzen, und dort meine Fahne aufzupflanzen, um sogleich der Führer eines Heeres zu werden, bei dessen Anblick der Usurpator erbeben soll," nahm der Reuige wieder das Wort, „dieses Heer soll Eu-

rem Befehle Folge leisten, wenn Ihr das Glück meiner Schwester begründen wollt, wie ich es wünsche. Sie war ein lieblicher Engel, als ich sie zum letzten Male sah, oft habe ich ihrer mit Zärtlichkeit und Thränen gedacht. Es war meine Absicht, niemals mein Vaterland wieder zu schauen.

„Ich will mich jetzt für meine Schwester opfern, wenn es Noth thut," fuhr der reuige Don Ferdinand fort, „um durch meine Anhänglichkeit und Hingebung für sein Kind, das wieder gut zu machen, was ich an meinem Vater verbrochen habe."

Der Priester gab keine Antwort, er schien unruhig und sein Gesicht trug einen Ausdruck, der dem jungen Freibeuter-Häuptling keinesweges gefiel. Sie kehrten darauf in das Gemach zurück, wo sie das Paar verlassen hatten.

„Wollt Ihr meinen Wunsch erfüllen, frommer Vater?" fragte dort angelangt aufs Neue der Chevalier.

„Sie sollen mit einander vereinigt werden," antwortete der Priester zögernd.

„Es muß aber sogleich geschehen, um jenem arglistigen Verschwörer jede Hoffnung zu rauben," fiel Rapin ein.

„Es soll geschehen," antwortete feierlich der Geistliche und zu den beiden Liebenden gewandt, fügte

er hinzu: „Knieet nieder, Kinder, ich will den Wunsch erfüllen, den Ihr so oft ausgesprochen habt."

Adele und Don Henride knieeten nieder und er sprach in einem tiefen, geisterähnlichen Tone, der ihre Herzen erzittern machte:

„Was Gott zusammen gefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen!" Mit diesen feierlichen Worten schloß er seine Rede, kaum aber neigte sich der junge Mann, um die ihm so eben Angetraute zu küssen, als der Priester rasch einen blitzenden Dolch hervorzog und mit demselben zuerst ihre Brust und dann die des Don Henride durchbohrte.

„Besser auf diese Weise sterben, als der Hand der Schuld und des Verbrechens einen Thron zu verdanken," rief er, indem er den blutigen Dolch hoch empor hielt, während die beiden Liebenden Arm in Arm todt zu seinen Füßen niedersanken. So sprechend, hob er den Dolch aufs Neue, stieß ihn sich in das Herz und stürzte als Leiche neben den Entseelten zu Boden.

Der Erfolg der Verschwörung und das Schicksal der Haupttheilnehmer sind der Welt bekannt. Ihre Vereitelung und die Gefangennahme des Oberhauptes wurden, wie man berichtet, durch die Verrätherei eines Anführers einer Räuberbande herbei=

geführt, welcher sich scheinbar den Verschwörern angeschlossen hatte.

Rücksichtlich der ferneren Laufbahn Rapins vom Felsen — des kühnen und furchtbaren Chevaliers Carra — dient als Thatsache, daß nicht lange nachher in Mexico, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, ein junger Mann erschien, welcher seine Ansprüche auf den Thron geltend machte, indem er sich als gesetzmäßiger Erbe des Throns erklärte; er ward aber später geschlagen und von der eigenen Hand des Kaisers getödtet. Ob dieser aber wirklich Don Ferdinand Calatrava war oder nicht, darüber ertheilt die Geschichte keine zuverlässige Kunde.

Das Recht der Erstgeburt.

Erzählung.

Es war zu jener alten Zeit, als in Wien noch der Halbmond und der Stern, das Zeichen der türkischen Herrschaft, von der weltberühmten Stephanskirche herabglänzten. Im Innern dieses erhabenen Gebäudes trug keine der reichen Dekorationen, weder Gemälde noch Bildhauerarbeit, auch nur das kleinste Kennzeichen irgend einer andern Religion, als der, der dies Heiligthum ursprünglich geweiht worden war; am Aeußeren aber zeigte sich die Anerkennung eines anderen Glaubens.

Dies Zeichen war dort vor einem Jahre, im Jahre 1529, hingestellt worden; aber nicht von dem türkischen Belagerer, der sich nach mehreren vergeblichen Bestürmungen Wiens zurückgezogen hatte, als er erfuhr, daß der Kaiser Carl der Fünfte, zum Entsatze der Stadt heranrückte, sondern von den Bürgern selbst, zum Zeichen des Danks für die

großmüthige Rücksicht Solimans, welcher gleich zu Anfange der Belagerung es seinen Kriegern auf das Strengste untersagt hatte, ihr Geschütz gegen die Cathedrale zu richten. *)

Die Folgen des ersten Angriffs des furchtbaren Eroberers schwanden nach und nach, die Häuser, welche niedergeschossen worden waren, wurden neu wieder aufgerichtet, die Straßen der Stadt zeigten aufs Neue jene bunte Lebendigkeit, welche durch eine Mischung von Menschen von verschiedenen Nationen entsteht; die Bürger erholten sich von ihrem Mißgeschick, der Adel von seinem Schrecken. Aber unter dieser letzten Classe befand sich ein Mann, von dem das Unglück nicht weichen zu wollen schien, den die Verheerung und das Unrecht zum Opfer eines inneren Kampfes gemacht hatten, der nicht weniger finster und verheerend war.

An einem Fenster seines Palastes in jener schönen Vorstadt, die hauptsächlich von dem Adel bewohnt wurde, und von dem aus man die breite Esplanade überschauen konnte, welche sie von der

---

*) Dieselbe aufgeklärte Rücksicht fand nicht bei der späteren Belagerung Wiens im Jahre 1683 statt, weshalb also auch nach 150 Jahren der Halbmond von der Stephanskirche weggenommen und das Kreuz an dessen Stelle gesetzt wurde.

Stadt trennte, schauete der Graf Serini hinab auf die Landschaft, wobei indeß sein düsteres Auge verkündete, daß seine Stimmung sich mehr der dunkelwerdenden Erde als dem Glanze der untersinkenden Sonne zuneige.

Mit einem stolzen in sich verschlossenen Sinne von der Natur begabt, hatte der Graf selbst in seiner Jugend nur selten Heiterkeit gezeigt, und jetzt in seinem mittleren Alter trug sein Betragen fast den Stempel einer eisigen Kälte. Trübsinn und Unmuth hatten von seiner Seele Besitz genommen. Seine Schwermuth aber war nicht das Resultat vereitelter Hofintriguen; der Politik und dem Kriege war es nicht gelungen, seine Neigungen in der Jugend zu fesseln. Diese waren ganz ausschließlich und leidenschaftlich an einem Gegenstande verschwendet worden, an einem Bruder, der viel jünger war, als er selbst, und der bestimmt schien, durch die reichsten Segnungen der Sympathie die großmüthige Sorge zu vergelten, die seiner Jugend geweiht wurde und mit der man sich bemühte, ihn zum trefflichen Manne heranzubilden.

Ein edles Gemüth kann von keinem schmerzlicheren Schlage getroffen werden, als wenn die Liebe, die es mit voller Seele einem Anderen widmete, leichtsinnig von sich geschleudert wird; der Haß

selbst ist leichter zu ertragen, als die kalte Gleichgültigkeit des geliebten Wesens, gleichviel ob Mann oder Weib, dem wir unser Herz geschenkt haben.

Es war das Loos des Grafen, den Altar, den er errichtet hatte, nicht verachtungsvoll, sondern leichtsinnig umgestürzt zu schauen, das Opfer; welches zu bringen er stolz gewesen war, und das aus dem Theuersten und Kostbarsten bestand, was ihm das Leben bot, ward als werthlos hinweggeschleudert. Die Natur seines Bruders war jeder edleren Eingebung unfähig; schon als Kind lachte ihm Ulbert ins Gesicht, wenn er in demselben eine ernste Sorge für den kleinen Abenteurer gewahrte, der oft leichtsinnig in die Donau sprang, bloß um seine Bedienten zu zwingen, ihm nachzuspringen, um ihn wieder ans Ufer zu bringen. Dieser Leichtsinn dauerte fort, als er heranwuchs. Die Liebe, für die er unempfänglich war, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche er in seinen kindischen Spielen nicht beachtete, blieben ebenfalls von seinem Leichtsinn unbemerkt, als die Stunde erschien, in welcher der Eigensinn und die Launen des Knaben gegen das warme Gefühl und und die dankbare Sympathie eines Freundes und Bruders hätte ausgetauscht werden sollen.

Die Besorgniß des Grafen Serini ward auch

frühzeitig geweckt, und zwar um so früher, je stärker seine Liebe zu seinem Bruder war.

In dem Widerwillen gegen jene Studien, an denen er selbst so viele Freude gefunden hatte, bemerkte er weniger geistige Unfähigkeit, als moralische Gefühllosigkeit, und in den Neigungen seines jüngeren Bruders gewahrte er alle Kennzeichen eines Hanges zur Selbstsucht und Ausschweifung.

Seine Besorgniß in dieser Rücksicht stieg bald zur beängstigenden Furcht. Vorstellungen und Warnungen wurden verlacht, von diesem Augenblick an ward jeder edle Gedanke, wenn je einer in seiner Seele erstieg, durch Spott und leichtsinnigen Scherz erstickt.

Was den Grafen am meisten betrübte, war der niedrige Hang seines ausgearteten Bruders. Obgleich von edler Geburt, waren seine Neigungen von höchst unedler Art. Er schloß sich dem Gemeinen an, und machte seinen Namen vertrauet mit Lippen, die früher seines erlauchten Hauses nur mit der größten Ehrerbietung erwähnt hatten. Der Graf besaß einen außerordentlichen Stolz, und er stellte dieser furchtbaren Demüthigung noch mehr Verschlossenheit, noch mehr eisige Kälte entgegen. —

Von seinem jüngeren Bruder oft mit Gleichgültigkeit, ja mit Geringschätzung behandelt, beschloß

der Graf endlich, seinen bisherigen Vorsatz, um seinem Bruder die reiche Erbschaft zuzusichern, sich nicht zu verheirathen, fahren zu lassen; er vermählte sich, und traf eine glückliche Wahl. Gräfin Alitha, in Jugend und Schönheit prangend, hätte sich ihrem Alter nach, mehr für seinen jüngeren Bruder geeignet; in Rücksicht der Sympathie und des feinen zarten Gefühls aber, paßte sie ganz und gar für den Grafen, obgleich sie in ihrem Benehmen die Zärtlichkeit der Gattin mit der Ehrerbietung einer Tochter zu vereinigen schien.

Als nunmehr der Graf Serini aus dem Fenster seines Pallastes auf die von den Strahlen der untersinkenden Sonne vergoldete Donau blickte, und bedachte, wie weit hinab der schöne Fluß ein Ufer bespüle, das ihm angehörte, da seufzte er tief auf bei dem schmerzlichen Gedanken, daß alle diese reichen Besitzungen später in unwürdige Hände fallen müßten, da seine Ehe leider kinderlos sei. Vier Jahre schon hatte seine sonst so glückliche Ehe bereits gewährt, aber noch immer hatte er sich keiner Nachkommen zu erfreuen.

Wie sich die Schatten der Nacht rund um ihn her immer mehr und mehr ausdehnten, so umzog auch die Finsterniß seine Seele immer mehr und mehr; nur ein einziger Stern schimmerte durch die

Gemüthsnacht zu ihm her, dies war die Erinnerung an die fleckenlose Reinheit und sanfte Liebe seiner Gemahlin. Er verließ sein einsames Gemach und schritt durch die langen Gallerien nach dem Zimmer der Gräfin Alitha. —

„Ich lasse Dich zu oft allein," sprach er, zu ihr eintretend, „ich vergesse, daß ich Dich der Einsamkeit überlasse, wenn ich mich entferne, sie aufzusuchen. Sage mir doch, das Du das nicht magst, und laß Dein liebes Taubenauge doch auch einmal zürnend auf mir ruhn. Sei weniger ein Engel, wenn Du es vermagst, verzeihe mir nicht, sondern runzle doch einmal Deine Stirn." Gräfin Alitha aber, welche bei seinem Eintreten einen etwas unruhigen Blick gezeigt hatte, näherte sich ihm jetzt, richtete ihr Auge auf das seinige, und lächelte so holdselig in dasselbe hinein, daß sie über seine Seele augenblicklich das freundlichste Licht verbreitete, und die finsteren Schatten aus derselben verschwanden, wie die Nacht vor dem Tage; er preßte sie an sein Herz mit sprachlosem Entzücken.

„Ich bin übrigens," erwiderte sie, indem sie Liebkosungen mehr zurückgab, als sie sich denselben zu entziehen suchte, „diesen Abend nicht ganz allein gewesen, obgleich ich fürchte, Du wirst mir gewiß

bemerken, Einsamkeit sei besser als eine solche Gesellschaft."

Der Graf entließ sie aus seinen Armen, blickte ihr ins Antlitz und las dessen Kunde so deutlich, als ob sie in einem Buche geschrieben gewesen wäre. „Ich gebot ihm doch, nicht hierher zu kommen," versetzte er ernst.

Vor mehreren Monaten nämlich, gleich nachdem der türkische Kaiser die Belagerung aufgehoben hatte, hatte sich der Graf Serini von seinem Bruder, wie er meinte, auf immer getrennt. Sein Betragen während der Belagerung der Stadt hatte das Maaß seiner Vergehungen gefüllt. Während die Edelleute sich vereint hatten, um die Feinde ihrer Religion zurückzutreiben, und ihre Heimath zu beschützen, hatte sich Ulbert den nichtswürdigsten Ausschweifungen hingegeben, hatte er in den elendesten Kneipen der Stadt, bei dem Auswurf der Bewohner derselben, Lust und wilde Freude gesucht, wobei er durch sein Gold und sein Beispiel noch manchen bisher weniger Strafbaren verführte, indem er ausrief: „Laßt die fechten, die außer ihrer Religion etwas zu verlieren haben, ich habe nichts zu verlieren, Cameraden, ich bin ein jüngerer Sohn!" —

Sein wüstes Betragen, seine niedrigen Ausschweifungen, lagen allzu sehr am Tage, als daß

sie hätten unbeachtet bleiben können, wie die Ruhe wieder hergestellt war. Graf Serini, welcher an einer Wunde danieder lag, die er bei der Vertheidigung der Stadt empfangen hatte, ließ seinen strafbaren Bruder zu sich rufen.

„Ulbert," sprach er, „Deine Kindheit erfüllte mich schon mit Besorgniß, Deine Jugend mit Angst, Dein männliches Alter belastet mich mit Schande. Du lachst, wenn der Blitz plötzlich auf die Erde zuckt, Du schwelgst am Krater des Vulkans. Ich habe Dir nur wenig zu sagen, aber mein Ausspruch ist unwiderruflich. Von meines Vaters Erbtheil habe ich Dir bereits zweimal so viel zugetheilt, wie Dir gebührt, da hier, nimm auch dieses noch, aber betritt die Halle unsrer Vorfahren nicht wieder. Diese Summe bleibt Dein so lange Du abwesend bist; höre ich dann auch von Deinem Treiben, so werde ich unwillig vor Schaam erröthen, aber ich sehe Dich doch nicht. Ulbert, vormals mein Bruder, wir sind uns jetzt einander fremd."

Das Mitleid und die Herzensgüte der Gräfin Alitha, redeten dem Verirrten oft das Wort, jedoch nur vergebens. Oft wenn sein Name in Wien genannt ward, im Verein mit irgend einem bösen Streiche, irgend einer Missethat, verübt am fernen Orte, dann suchte sie den Geist ihres Gemahls zu

besänftigen und seinen Zorn zu beschichtigen, indem sie ihn daran erinnerte, wie falsch oft das Gerücht sei, wie strenge man urtheile, wenn es den Abwesenden beträfe, und wie schwer es sei, einen einmal verlornen guten Namen wieder zu erlangen.

Auch jetzt, nach seiner unerwarteten und unerlaubten Rückkehr redete sie ihm auf diese Weise aufs Neue das Wort.

„Er wußte, welche Strafe seiner harrte, und er wagte es dennoch, mein Gebot zu überschreiten?“ bemerkte ihr Gemahl. —

„Ach,“ erwiderte Alitha, „er hatte jene Strafe schon vor seiner Rückkehr abgebüßt.“

Und so war es wirklich. Die Ländereien, die ihm sein Bruder überlassen hatte, waren verkauft, die Summe, die für sein ganzes Leben hingereicht haben würde, war ganz und gar vergeudet worden.

„Wäre nur eine einzige Handvoll dieses Geldes auf edle Weise verwendet worden,“ rief empört der Graf, „Du solltest nicht vergeblich für den Strafbaren bitten. Aber mitten in seinen Ausschweifungen blieb er stets gefühllos und hart.“

Die fortgesetzten Bitten des lieblichen Sachwalters trugen indeß dennoch endlich den Sieg davon. Der von ihrer süßen Rede und ihrem flehenden seelenvollen Blick gewonnene Graf gab nach und ver=

sprach, seinem Bruder in Regensburg eine Summe Geldes anzuweisen, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß derselbe augenblicklich dorthin aufbrechen solle. Vielleicht wäre es der sanften Gräfin gelungen, für den Schuldigen noch mehr zu erlangen, wäre nicht plötzlich ihr Gespräch mit ihrem Gemahl durch einen Lärm unterbrochen worden, der sich draußen erhob. Man hörte die Stimme mehrerer Diener des Grafen, welche von der Ulberts noch bei weitem überschrieen wurden.

„Fort Ihr Schurken, fort!“ kreischte der Letztere mit lallender Zunge. „Wie, Ihr Knechte meines älteren Bruders weigert Euch, mir mehr Wein zu geben, um auf das Wohl des Grafen zu trinken! Wohlan denn, her damit, aufs Wohl der schönen Gräfin Alitha! Hört Ihr nicht, Ihr Schurken! Bei allen Teufeln, Ihr könnt mirs glauben, sie liebt mich mehr, als ihren Gemahl selbst!“

Die Augen des Grafen flammten vor Zorn, die Röthe der Schmach bedeckte seine Stirn. Sein Herz wollte zerspringen bei dem Gedanken, daß das Blut desjenigen, der so eben die nichtswürdigen Worte gesprochen, mit dem seinigen in denselben Adern geflossen hatte. Zorn und Schmach aber machten bei ihm schnell wieder dem Mitleide, der Liebe und den zärtlichsten Empfindungen Platz, als er auf das

reine, schuldlose Antlitz derjenigen blickte, deren Name so schändlich entheiligt, deren unwandelbare Treue auf so schmachvolle Weise gelästert worden war.

Die zusammengepreßten bleichen Lippen, das glühende Antlitz, das thränenschwere Auge, verkündeten die Gefühle einer Seele, welche stolz, aber noch reiner und schuldloser als stolz war. Der Graf erfaßte ihre Hand, küßte ihre Stirn und lehnte ihr Haupt an seine Brust, in welcher Stellung beide einige Augenblicke lang schweigend verharrten. „Mein theures, theures Weib!" flüsterte er in einem zärtlichen und so leisen Tone, daß die Stille kaum unterbrochen wurde.

Mehrere Monate vergingen nunmehr, ohne daß die häusliche Ruhe des gräflichen Ehepaars aufs Neue getrübt ward. Der Graf nahm zwar keinen thätigen Antheil an der Politik, aber es war ihm dennoch gar wohl bekannt, daß man in Wien gegründete Besorgnisse wegen der ferneren Absichten der Ottomanischen Pforte hegte. Ein zweiter Schlag, weit furchtbarer, als der erste, der leicht den Untergang der Stadt herbeiführen konnte, stand zu erwarten. Besorgnisse der Art steigerten seine Bekümmer-

niß, welche unablässig in seiner Seele durch die Kunden unterhalten wurde, die von seinem jüngeren Bruder einliefen, der in der Ferne dennoch fortfuhr, ihren ruhmvollen Namen mit Schmach zu belasten.

Einst an einem Frühlingsabend, als er wieder von dem Fenster seines Pallastes hinab die reiche Landschaft überschaute, fühlte er sich noch beängstigter als gewöhnlich. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der gefährliche Schlag bald fallen würde, und zwar so schnell, daß man kaum die Hand, die ihn führe, werde schauen können. Man behauptete, daß die Gewässer der Donau bereits das Geschütz und die Werkzeuge herantrügen, womit die Belagerer hofften, die Stadt zu erobern. Der Trübsinn des Grafen nahm daher immer mehr Ueberhand, er ließ seinen besorgten Blick schweifen über die prachtvolle Stadt mit ihren Kirchen, Thürmen, Pallästen und herrlichen Gebäuden, welche in wenigen Tagen leicht in Schutt und Asche liegen konnten. Dann schaute er hinab auf seine eigenen Besitzungen und schmerzlich erfaßte ihn aufs Neue die Erinnerung an seine Kinderlosigkeit. Eine furchtbare Ahnung bemächtigte sich seiner, er sah in dem Untergange, welcher der Stadt drohete, die Erfüllung seines eigenen Schicksals. Welcher Zauber hielt ihn an diese Stelle, an seine väterliche Halle festgebannt, wäh-

rend andre in der Ferne eine sichre Zufluchtsstätte suchten? Als die erste Kunde von dem Vorrücken des Feindes eintraf, hatte er Alitha dringend ersucht, in einem einige Meilen von der Stadt entfernt liegenden Schlosse Schutz zu suchen, der Gedanke an eine Trennung von ihm aber war ihr allzu furchtbar, seine Gegenwart allein war ihr Schutz und Sicherheit, und so blieben beide. —

Weshalb drängte sich dem Grafen grade jetzt der Gedanke an Ulbert auf? Unwillkührlich richteten sich seine Gedanken auf jenen schaudervollen Moment, in welchem er die Stimme seines Bruders zum Letztenmale vernommen hatte. Er suchte die entsetzliche Erinnerung zu verbannen, sprang empor und wollte so eben das Fenster schließen, als er plötzlich am Ende einer im tiefen Schatten liegenden Allee zwei Gestalten gewahrte. In den Umrissen einer derselben glaubte er, so unwahrscheinlich dies auch war, die Formen Alithas zu erkennen. Wer aber war die andere Gestalt? Wer konnte mit ihr in einem so tiefen Gespräche begriffen sein? Wie kam es, daß der Graf jetzt neuerdings an Ulbert dachte? Beide näherten sich langsamen Schrittes dem Palaste, sie stiegen die Terrasse heran, und verschwanden in dem Schatten des Gebäudes.

Der Graf, gegen seine Gewohnheit bestürzt,

stieg die Stufen zur Terrasse hinab; da aber trat ihm plötzlich Alitha entgegen. Ihr Blick, ihr Auge sprachen, noch bevor sich ihre Lippen geöffnet hatten, der Graf wich verwundet einige Schritte zurück.

„Verzeihe mir, wenn ich Unrecht thue," bat sie in ihrem sanftesten Tone, „es war um Dich und die Deinen, daß ich mich der Gefahr aussetzte, der größten Gefahr, die ich kenne, der Dein Mißfallen zu erregen.

„Für mich und die Meinen?" wiederholte der Graf. „Also für mich und Dich, wen sonst kannst Du meinen?"

„Er — Er — auch er ist der Deine! Er war es — er wird es sein — wenn Du erst weißt — —"

„Meinst Du jenen Fremden, Alitha?" fragte der Graf.

„Zu lange schon war er ein Fremder, denn er ist ein Büßender," antwortete Alitha, „er ist verändert, so sehr verändert, daß ich ihn nicht wieder erkannte." Und erröthend und mit thränenschweren Augen fuhr sie fort: „Du hast keinen Sohn, gestatte Deinem Weibe, Dir den Bruder zurück zu geben."

Alithas Worte berührten in der Seele des

Grafen zwei Saiten, er zitterte vor Bewegung, aber der Zorn behielt das Uebergewicht. Da er aber immer noch im Schweigen beharrte, fuhr Alitha fort Ulberts Verwandlung zu schildern, seine tiefe Reue, sein stilles Wesen, seinen einfachen Anzug, seine Schaam über die begangenen Fehler, die er selbst unverzeihliche Laster nannte. Sie schilderte das alles mit der glühendsten Beredsamkeit und bat in seinem Namen um Vergebung und großmüthiges Vergessen des Vergangenen.

„Alitha," sprach der Graf, „er ist ein Heuchler, Du kennst das nicht. Er ist nur selbstsüchtig, und Selbstsucht richtet im Leben mehr Unheil an, als die Bosheit selbst. Wir sind keine Brüder mehr. Erinnerst Du Dich denn nicht Alitha — Großer Gott, Du bittest wieder für ihn."

Alitha war unterdeß auf ihre Kniee niedergesunken und wiederholte ihr Flehen in dieser Stellung, Der Graf blickte anfangs verwundert auf sie hinab, nach und nach aber beschlich sein Herz ein anderes, ihm bisher unbekanntes Gefühl, das sich wie eine Schlange um dasselbe wand. Es war ein Argwohn — ein entsetzlicher, schaudervoller Argwohn. Er blickte hinab auf die reizende Vermittlerin zu seinen Füßen, er vernahm ihre eindringlichen, rührenden Worte, ihre Vorstellungen, daß die Liebe

eines Bruders seine Schwermuth am leichtesten heben werde. Ihre Worte, ihre Bitten aber steigerten den in seinem Herzen geweckten Verdacht nur noch mehr. In diesem Augenblick wandte er sich und gewahrte Ulbert, der sich unbemerkt genähert hatte, um sein Flehen mit dem Alithas zu vereinen; er fuhr zurück und stieß einen gellenden wilden Schrei aus.

Erschrocken flog Alitha auf den Grafen zu. Sie wollte ihn in ihre Arme schließen, aber ehe sie dies bewerkstelligen konnte, lag ihr Gemahl zu ihren Füßen und flehte ihre reine Seele um Vergebung an, um Vergebung für ein Vergehen, daß er in Gedanken an ihr verübt habe. Aufs Höchste erstaunt wollte sie mit Fragen in ihn dringen, da aber wurden plötzlich verwirrte Stimmen und ein lauter Lärm draußen vernehmbar, und im nächsten Augenblicke stürzten mehrere Boten herein, welche den Grafen aufforderten, sofort in der Rathsversammlung zu erscheinen. Der Feind war aufs Neue zurückgekehrt, die Stadt war wieder einer Belagerung preisgegeben, die Macht der Ottomanen segelte heran und Wind und Strom waren ihr günstig.

Kaum hatte er diese Kunde vernommen, als auch der Graf schon bereit war, der Gefahr entgegen zu treten. In einem Augenblick war jede Schwäche, jeder Gedanke an sich selbst bei ihm ver-

schwunden und die ganze Energie seiner Seele war zu Thaten angeregt. Schnell, aber durchaus ruhig ertheilte er die nöthigen Befehle. Alsdann richtete er auf seinen Bruder einen kurzen doch freundlichen Blick, schloß seine Gemahlin zärtlich in seine Arme, flüsterte ihr einige liebevolle Worte zu — und eilte von dannen.

In dieser Nacht schloß sich in Wien fast kein Auge. Der helle Tag hatte noch niemals ein geschäftigeres Treiben beleuchtet, als jetzt während der Dunkelheit durch die Stadt wogte. Alles war in Bewegung, jeder fürchtete den Anbruch des Tages. Der Tag erschien unter dem Donner des Geschützes, und bei dem ersten Ausfalle, den man versuchte, um den furchtbar andringenden Feind zurück zu werfen, fand der hochherzige Graf Serini den Tod des Helden.

Wahrer Muth und Tapferkeit zeigen sich niemals fruchtlos. Der Geist des Grafen schien alle seine Waffengefährten zu beleben, sie schienen mit einer unwiderstehlichen Macht gestählt und trotzten kühn jeder Gefahr. Der Widerstand der Belagerten war in der That so kräftig, daß die Türken schon nach einigen Tagen die Belagerung Wiens wieder aufgeben mußten.

Die Stadt entging dem Untergange. Welch ein

unbeschreibliches Wehe aber hatte sich dagegen auf das Haus eines ihrer tapfersten Vertheidiger gelagert. Ein Gram, zu schwer, als daß er sich auf gewöhnliche Weise geäußert hätte, hatte sich der Seele Alithas bemächtigt. Sie vergoß nur wenig Thränen, sie sprach nur wenig Worte, sie zog sich in das einsame Gemach zurück, in welchem er zu verweilen pflegte, und blieb dort gefühllos gegen alles, was rund um sie vorging Hier nur, nur hier fand sie sich nicht allein.

Ein Schmerz ward ihr auf diese Weise erspart, der Schmerz, mit anzuschauen, mit welchem verletzendem Jubel das Haus ihres Gemahls von seinem entarteten Bruder in Besitz genommen wurde. Bei der Nachricht von dem Tode des kinderlos verstorbenen Grafen eröffnete sich plötzlich für den verderbten Ulbert eine Hülfsquelle, nach der ihn längst verlangt hatte. Jetzt war dies sehnliche Verlangen in Erfüllung gegangen, er war plötzlich von einem Bettler zum Besitzer reicher Herrschaften geworden, und trunken vor Freude, weihte er keinen schmerzlichen Gedanken dem tragischen Ende seines edlen Verwandten und Wohlthäters.

Und für diesen herzlosen Menschen hatte Alitha gefleht? War sie von ihm hintergangen worden,

hatte Ulbert vor ihr nur trugvoll den Reuigen gespielt?

Nicht also. In jener Nacht, von der Noth bedrängt, dem Elende Preis gegeben, hatte Ulbert wirklich Reue empfunden; jetzt aber hatte der plötzliche Glückswechsel jedes bessere Gefühl bei ihm schnell wieder verdrängt. Eine Natur, wie die seine, konnte das Zartgefühl Alithas nicht begreifen, mit welchem Alitha rücksichtlich seiner gehandelt hatte. Sein wüster Sinn ließ ihn glauben, daß sie sich insgeheim zu ihm hingezogen fühle, und er hatte längst auf eine Gelegenheit gewartet, ihr das Wort der Liebe ins Ohr zu flüstern. Jetzt glaubte er unverholen zu ihr reden zu können. Er wagte es, ward aber von der Trauernden auf die entschiedenste Weise zurückgewiesen, und sah sie von jetzt an nicht mehr.

Ulbert gab sich nunmehr schrankenlos jeder Lust hin, die der Reichthum ihm gestattete; er warf das Gold mit vollen Händen weg, niemals aber um andern wohlzuthun, sondern nur um seinen rastlosen Durst nach niedrigen Vergnügungen zu befriedigen. In der Mitte dieser Schwelgerei aber, umringt von Schmarotzern und Wüstlingen aller Art, erreichte ihn plötzlich eine Stimme, die aus einer entfernten Stadt zu ihm herscholl; dieselbe kaum aus dem

Orte, wohin sich die Gräfin Alitha zurückgezogen hatte. Diese Nachricht brachte ihm eine furchtbare Kunde, eine Kunde, die für ihn einer finsteren Gewitterwolke glich, welche sich plötzlich über den Häuptern sorglos dahin schiffender Seeleute zeigt, Es war eine Botschaft des Schicksals, die ihm um so entsetzlicher klang, da sie so ganz unerwartet erschien. Alitha welche bisher mit Hoffnungen nur noch auf den Himmel geblickt hatte, sollte durch ein neues Band an die Erde gefesselt werden und der Hinübergegangene hatte diese Welt verlassen müssen, ohne zu wissen, daß sein heißester Wunsch erfüllt sei, daß seine von ihm heißgeliebte Alitha das Pfand ihrer Liebe unter ihrem Herzen trage. —

Die Kunde davon traf Ulbert grade in der Mitte eines Zechgelages, wie ein verderbenbringender Schlag; er wollte die Sache zum plumpen Spaße machen, oder auf Betrug hindeuten, aber er war bleich und zitternd an seiner schwelgerischen Tafel hingesunken. Der Schutz, den der Kaiser Alitha angedeihen ließ, war kein Gegenstand des Scherzes. Sollte er einen Versuch machen, einen Stein gegen ihre Keuschheit zu schleudern? Sollte er sie der Lüge anklagen? Es wäre fruchtlos gewesen. Sollte er suchen, ihr Leben anzutasten? Dasselbe ward zu sorgsam bewacht. Er stürzte sich

daher, um sich zu übertäuben, in noch größere Ausschweifungen, und ward nur aus seinem wilden Taumel geweckt, um zu erfahren, daß der Gräfin Alitha ein Erbe geboren sei und daß die Mutter im schuldlosen Lächeln ihres Kindes ein Bild des Glückes schaue, das sie verloren hatte.

Ulbert mußte jetzt das Schloß verlassen, das nicht mehr sein war, er schied ohne daß ihm die Theilnahme irgend eines Menschen gefolgt wäre. Er war indessen noch nicht der Armuth preisgegeben, er empfing so viel, daß er seinem Stande gemäß hätte anständig leben können, aber sein wüster Lebenswandel nahm jetzt noch mehr zu, so daß ein Fürstenthum nicht hingereicht haben würde, seine Verschwendungen zu decken, und er endlich genöthigt war, elend und hülflos ein heimathloser Wandrer von Ort zu Ort zu ziehen; er sank immer tiefer und tiefer, bis der Mangel, dieser furchtbare Wolf, an seinem Lager zu heulen begann.

Eilf Jahre waren vergangen, seit Ulbert dem rechtmäßigen Erben die Besitzungen hatte einräumen müssen, da hielt eines Tages in einer entlegenen Provinz Ungarns vor einer gemeinen Schenke ein

Courier an, um seinem Pferde Futter zu geben und sich an einem Glase Wein zu laben.

„Du bringst gewiß böse Kunde, da Du so gewaltige Eile hast," bemerkte ihm, den Becher reichend, der Schenkwirth, ein Kerl, dessen kupferfarbenes Gesicht und rothe Augen, einen mächtigen Hang zum Trunk beurkundeten, wie denn sein schwankender Gang und seine schwere Zunge genugsam verkundeten, daß er auch an diesem Tage des geistigen Getränkes schon mehr als zu viel zu sich genommen habe.

„Böse Kunde allerdings für uns christliche Krieger," erwiderte der Eilbote, indem er das Glas zurückgab. „In dem Winkel hier hast Du nichts davon vernommen, daß der Türke, dieser Feind der Christenheit, neuerdings vor Wien gerückt ist und die Stadt beschossen hat. Die Heiligen aber beschützten die gute Stadt, ward gleich die reiche Vorstadt ein Opfer der Flammen. Der schöne Palast Serini liegt in Asche, und der junge Graf kam dabei ums Leben!"

„Was, was?" lallte der Schenkwirth, welcher unterdessen den großen Becher bis zum Rande gefüllt hatte. Er starrte mit trunkenen Augen und weitgeöffnetem Munde den Eilboten an. Die Zunge

schien ihren Dienst zu versagen. „Graf Serini todt, todt,“ brachte er endlich mit schwerer Zunge stammelnd hervor. „Juchhe hoch! Alles, Alles also wieder mein, — mein — mein!“ —

Er führte mit krampfhaft fliegendem Arm den gefüllten Becher an seine Lippen, goß den Inhalt bis zum letzten Tropfen hinunter — und stürzte vom Schlage getroffen todt zu Boden.

So endete Ulbert!

Das Mittagsmahl des Dichters.



Dieses Mittagsmahl des Dichters ist eine ganze Geschichte — ein ganzes Drama — ein ganzes Leben. Es ward erkauft durch manche schlaflose Nacht, durch manche Träume des Ruhms, durch manche bittere Kränkung, durch manche Enttäuschung! Das Mahl von dem ich hier erzählen will, war köstlich bis zum Wahnsinn, aber auch düster wie das Grab; es konnte nur hergestellt werden, für eine bevorrechtete Menschenclasse, nämlich nur für die, welche von einer Zukunft und Berühmtheit träumt. Man glaube aber ja nicht, daß hier von einem eingebildeten Mittags-mahle die Rede sei, nein, nein, Ihr die Ihr Eure luxuriösen Dinérs in glänzenden Sälen verspeis't, ach Ihr wißt nicht, was sich über Euren Köpfen zuträgt, in dem schweigsamen Dachstübchen, wo der Hunger wohnt und die Verzweiflung herrscht. Hört meine Geschichte an, es ist eine wahre Geschichte, wahr

vom ersten Blatte bis zu der letzten Seite, wahr von dem ersten Seufzer an, bis zu der letzten Todesangst.

Er nannte sich Andreas, seine Mutter war krank, arm; sein Vater war todt; er hatte noch eine ganz junge Schwester, welche nähte und stickte, um das Nöthige für den kleinen Haushalt zu erwerben. Er lernte was der Lehrer ihn lehren konnte, das heißt, sehr wenig; er wollte ihn lehren das zu vergessen, was wir von Gott allein empfangen.

Andreas war Dichter durch den Gedankenreichthum, wie er es bald durch das Unglück ward; er hatte das schon in einem Alter erfahren, in welchem jedes Wort der Liebe Wahrheit, jeder Händedruck eine Zärtlichkeit ist. — Seine Freunde thaten sich zusammen und sprachen zu ihm: „Andreas Du leidest und wir leiden durch Dich! Stets der erste in der Classe, mußt Du uns Deiner entledigen, Deiner der uns jeden Preis raubt, wenn wir Dich aus unsrer Classe wegwünschen, so geschieht es nicht, weil wir Dich nicht lieben. Gestern fand eine geheime Berathung statt, es war nur die Rede von Dir. Jetzt höre, was wir beschlossen haben. Du mußt nach der Hauptstadt, nur dort kannst Du Ruf, Berühmtheit erwerben. Wir werden hier von Deinem glänzenden Erfolge, Deinem Ruhme hören, und

wir werden Deiner alten Mutter, Deiner jungen Schwester die hülfreiche Hand reichen.

„Ja, ja," antwortete Andreas, das Herz von Hoffnungen erfüllt, „ich träume schon von der Hauptstadt, ich träume vom Ruhme: Aber ach, wie dort hingelangen, es ist weit von hier bis dort hin, es ist kalt, meine Kleider sind dünn und sehr abgetragen."

„Wir haben an das Alles und auch noch mehr gedacht."

„Und woran denn noch?"

„An Deine Schwester, Deine Mutter!"

„Ihr wollt also, daß ich Euch segnen soll?"

„Wir wollen, daß Du uns lieben und zu Deinem Zweck gelangen, berühmt werden sollst. Wir haben uns daher vereint, unser Taschengeld gesammelt und 100 Thaler zusammengebracht, hier sind sie."

„Mit hundert Thalern mache ich die Reise um die Welt!

„Mit diesem Gelde kommst Du bis nach der Hauptstadt, dort schreibst Du, wirst bekannt, erwirbst Dir einen Namen."

„Ja, ja, meine lieben Freunde, ich will mir einen Namen erwerben."

„Geh, sage Deiner Mutter Lebewohl und dann Glück auf den Weg."

„Ich muß es ihr schreiben. Sehe ich sie wieder, ich würde nicht scheiden können, denn mehr als den Ruhm liebt man die Mutter.“

„Das ist ja keine Trennung, es ist ja nur eine Abwesenheit.“

Ja, ja, ich werde meiner Mutter, meiner Schwester nützlich werden, ich reise. Lebt wohl Ihr lieben Freunde.

„Lebe wohl, Dichter, lebe wohl.“

Als unser Andreas in der unermeßlichen Stadt anlangte, wo zahllose Leidenschaften in zahllosen Herzen wogen, hielt er sich in der Mitte dieses Strudels für verloren. Die Entmuthigung erfaßte ihn; aber der Wagen rollte auf einmal mit ihm fort, er konnte nicht mehr rufen; „Angehalten,“ und so rollte er durch die langen Straßen, welche, wie er vormals gehofft hatte, dermaleinst von seinem Ruhme widerhallen sollten. Der Wagen hielt an. Andreas bezog ein bescheidenes Zimmer, in einem bescheidenen Hotel er handelte um den Preis; er berechnete schon seine Mittel, der Dichter fing bereits an, etwas von seiner Poesie einzubüßen.

Die erste Nacht verging ihm ohne Schlaf. Am folgenden Morgen stand er auf und durchstrich die Stadt; jedermann nach dem aller armseligsten und wohlfeilsten Stadtviertel befragend. Auch dort fand

er kostbare Monumente, die er mit Ehrerbietung begrüßte, auch dort belebte sich das heilige Feuer das ihn verzehrte.

Die Geschichte der Monumente ist die Geschichte der Völker. Andreas wußte das. Er suchte in seinem feurigen Kopfe nach einem Gedichte und er fand es als erste Probe seines Genies. Alles mußte ihm Stoff liefern. Er dichtete auf der Straße, er dichtete daheim. Es war keine Dithyrambe, keine Elegie, es waren keine Strophen, es war keine Epistel, keine Satyre. Es war ein Durcheinander, ein Chaos, etwas Außerordentliches, etwas das keinen Namen hatte, ein Nichts, ein Alles, welches vielleicht durch seine Bizarrerie gefallen konnte, welches wenigstens die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen mußte.

Andreas begab sich damit in das Bureau eines vielgelesenen Journals, mit bleicher Wange, unsicherem Blick und schwankender Rede. „Verzeihen Sie, mein Herr,“ sprach er, „ich bin so frei, hier einige Blätter Ihrem Urtheile vorzulegen.“ — „Eine Ode?“ fragte der Andere. — „Nein!“ — „Eine Satyre?“ — „Nein!“ — „Und was denn?“ — „Ein Traum!“ — „Ha ich verstehe, eine Caprize; ist es Prosa? — „Es sind Verse.“ — „Wer macht heut zu Tage noch Verse?“

„Friedrich Rückert, Uhland, Halm, Grillparzer, Grün und viele andere,“ rief Andreas.

„Ihr Name, wenn es Ihnen beliebt.“

„Andreas.“

„Das ist kein Name!“

„Ich suche mir erst einen Namen zu erwerben, mein Herr! Herder war auch nicht gleich Herder, Goethe, Schiller mußten sich auch erst einen Namen schaffen.

„Alle Teufel, da merkt man den Enthusiasten!“

„Ich kann die Namen dieser Heroen nicht aussprechen, ohne daß es mich bis in mein Innerstes durchzuckt.“

„Das ist ganz gut. Aber lassen Sie das Ding doch einmal sehen.“

„Hier ist es, mein Herr.“

Der Journalist nahm das Manuscript und überblickte es anfangs gleichgültig und rasch, dann las er sorgsamer, wog die Verse, die Worte, die Silben ab, seine Augen wurden ausdrucksvoll, seine Stirn heiterte sich auf. Andreas Herz pochte so heftig, daß es ihm fast die Brust zersprengt hätte.

„Morgen, mein Herr, wird Ihr Nichts, welches doch etwas ist, in meinem Journal erscheinen.“

„Dank, meinen herzlichen Dank.“

„Sie wissen doch, mein Herr, für die ersten Artikel wird nichts bezahlt.“

„Ich bleibe Ihr Schuldner, mein Herr," sprach Andreas, „vielleicht kann ich einst meine Schuld abtragen."

„Auf Morgen also!"

„Auf Morgen."

Die Verse erschienen — sie wurden gelesen, man sprach davon — — zwei Tage später dachte man nicht mehr daran; die öffentliche Aufmerksamkeit war durch ein Pferderennen in Anspruch genommen.

Ich will das Leben Andreas des Dichters in der Mitte dieser verderbten Welt nicht schildern, die er sah, ohne sie zu verstehen, die er studirte, ohne sie sich erklären zu können. Einige ausgezeichnete Männer hatten ihm die Freundeshand gereicht, man recitirte seine Poesien, man schmeichelte ihm, das war aber nicht das, was er geträumt hatte! Er stieß sich die Stirn wund an den Hindernissen. Er suchte eine andre Poesie, die des Gefühls. Er gedachte jetzt wieder seiner kleinen Vaterstadt, die er verlassen hatte, seiner Freunde dort, die ihm zu seinem ersten Erfolge Glück wünschten. Andreas der Dichter glich jenen wandernden Meteoren, welche ein feuriges Licht auswerfen und die Welt im Dunkeln lassen. Die Poesie unsers armen Dichters kam ganz und gar aus dem Herzen und da eine

solche Poesie nicht mehr Mode war, so verwarf man sie. — Von jetzt an war unser Poet nur noch Dichter in Gedanken, seine Energie erschöpfte sich in dem Kampfe gegen Sophismen, Sarcasmen, gegen Ironie und das noch kränkendere Schweigen. Er versank in eine tödtende Entmuthigung. Zu groß, zu hochherzig, um sich zu beklagen, schrieb er an seine Freunde daheim, daß seine dermalige Ruhe der Meditation gewidmet sei, daß er ein prachtvolles Gebäude aufführe, und daß sie bald von ihm hören würden.

Ach, noch einmal sprachen die Journäle von Andreas, am folgenden Tage aber war wieder alles stumm rings um seine Wohnung

Eines Tages stieg er von seinem fünften Stockwerk hinab, mit rothgeweinten Augen, hohler Wange und schwerbedrücktem Herzen. — Er hatte seinen Freunden ein schriftliches Lebewohl gesandt und er maß im Geiste die Entfernung, welche ihn von dem Strome trennte. — — Ein junges Mädchen kam ihm auf der Stiege entgegen, sie schluchzte laut.

„Sie haben Kummer, Mademoiselle?“

„Unbeschreiblichen, mein Herr! Ich habe so eben einen Bruder verloren, den einzigen Freund, den der Himmel mir gelassen hatte.“

„Und ich, ich habe so eben meine theure Mutter verloren.“

„Armer junger Mann!“

„Armes, armes, junges Mädchen!“

„Und wohin wollen Sie jetzt?

„Weinen und die letzte Ruhe suchen an einem der einsamsten Orte der Hauptstadt. Und Sie? — —

„Ich wohne hoch, mein Herr — meine Thür ist neben der Ihrigen — ich will diese hohe Treppe nie mehr hinab steigen.“ — —

„Aber der Selbstmord ist ein Verbrechen!“

„Auch Sie wollten es begehen!“

„Man hat ja nur eine Mutter!“

„Ich hatte auch nur den einen Bruder, meine Mutter ist schon lange todt.“

„Reichen Sie mir Ihre Hand, wollen Sie? Treten Sie zu mir ein, ich habe dort einen mächtigen Beschützer, das Bildniß meiner theuren verewigten Mutter. Ihr Unglück ist Ihr Schmerz ist Ihr Schutzengel, ich habe nur noch Gefühl für den Schmerz.“

Sechs Monate nach diesem schmerzlichen Zusammentreffen stieg wieder ein junger Mann die

steile Treppe hinan, von der wir schon erzählt haben. Er hielt in seiner Hand keine Feder, kein Buch, sondern ein Papier, welches geröstete Kartoffeln barg. O Poesie, Poesie! Still doch, das Unglück ist auch Poesie und Andreas ist jetzt mehr Poet, als je zuvor. — Er trat jetzt in Louisens Zimmer. „Schläfst Du?"

„O Du böser Mann, der Du meinen Schlaf benutzest, um meine Arbeit zu thun."

„Stehe auf, Du Träge, stehe auf."

„Ach, ich habe bis ein Uhr gearbeitet. — Was bringst Du denn mit, Andreas?"

„Was Du so gern magst, geröstete Kartoffeln."

„Wie schön sie aussehen, wie Gold."

Der Tisch war bald gedeckt, ein abgenutztes Tuch ward darüber gebreitet; die Finger vertraten die Stelle der Gabeln. — Sagt an, liegt nicht Poesie in einem solchen Mittagsmahle und dabei die sanften zärtlichen Worte, die dem Herzen entströmten. —

Ein Jahr schwand so Andreas dem Poeten und Louise der Näherin dahin. Der Erste trug Verse oder vielmehr Reime in ein Tagesblatt; Louise stickte Manchetten und Halstücher für Läden, welche sie pünktlich, wenn auch nicht freigiebig bezahlten. Er hatte den Ruhm gegen das Glück vertauscht! —

Aber welches Glück währt hienieden ewig? Welcher Horizont ist wolkenlos? Welches Leben frei von Stürmen? Louise erkrankte, und sie mußte sehr viel leiden, bevor sie sich beklagte und das Bett hütete. Das arme Mädchen, ihr Fieber nahm mit jedem Tage zu, und Andreas litt dabei noch mehr als Louise selbst. Dennoch aber versäumte er die Arbeit nicht. Ein Journal hatte von ihm heitere und fröhliche Lieder verlangt, und wer sollte es glauben, Louisens Krankheit kam ihm bei diesen glücklichen Inspirationen zu Hülfe. Armer Andreas, welche Qual bei Deinen lustigen Versen.

Die zu Rathe gezogene Wissenschaft hatte ihren letzten Ausspruch gethan. Am Abend ward ein letztes Lebewohl gesprochen — eine schöne Seele kehrte in ihre Heimath zurück. —

Andreas hatte ein lustiges Lied versprochen. Er mußte das lustige Lied schaffen, denn es mußte ein Sarg für Louise gekauft werden. Er ging aus und kam wieder, dann ward alles still. — Er setzte sich nieder und schrieb mit fester Hand:

„Man hat mir nur soviel gegeben, daß ich für Louise einen Sarg kaufen kann, man kaufe ihn. Wird man auch einen für mich kaufen? Ich will inbrünstig zu dem Ewigen beten für die fromme Seele, welche Andreas und Louise hienieden vereinigt.

Niemand darf wegen meines Todes angeklagt werden, ich halte heute mein letztes Mal als Dichter. Es bedarf nur so wenig Arsenik, um einen Menschen zu tödten! tausendmal weniger, als Brod, um ihn am Leben zu erhalten.“ —

Am folgenden Tage sprengte man die Thür des kleinen Zimmers. Dort lagen zwei Leichname. — Beide ruhen in einem und demselben Grabe.

Gedruckt bei J. W. Wörmer. (Jacobi-Kirchhof Nr. 27.)

